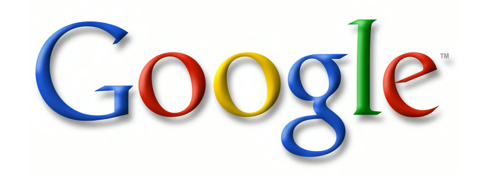


Meyer's Universum,

oder

Abbildung und Beschreibung

des

Sehenswerthesten und Merkwürdigsten

der

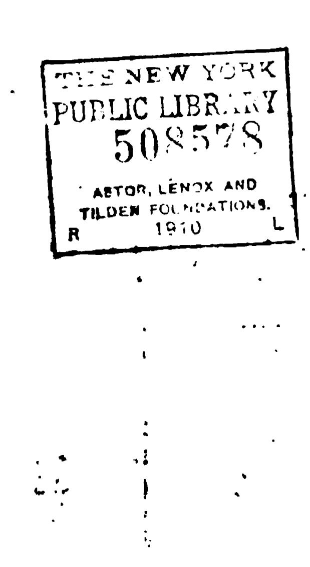
Natur und Kunst

auf der ganzen Erde.

Achter Band.

Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia.
Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut.

1841.



MEYER'S UNIVERSUM

oder

die schönsten Ansichten der Erde



IN MONATLICHEN LIEFERUNGEN

jede geziert

mit

drey bis vier Stahlstichen

der

berühmtesten Künstler

ACHTER BAND,

die Lieferungen 85 bis 96 enthaltend.

Text von

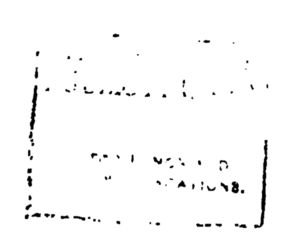
J. Meyer

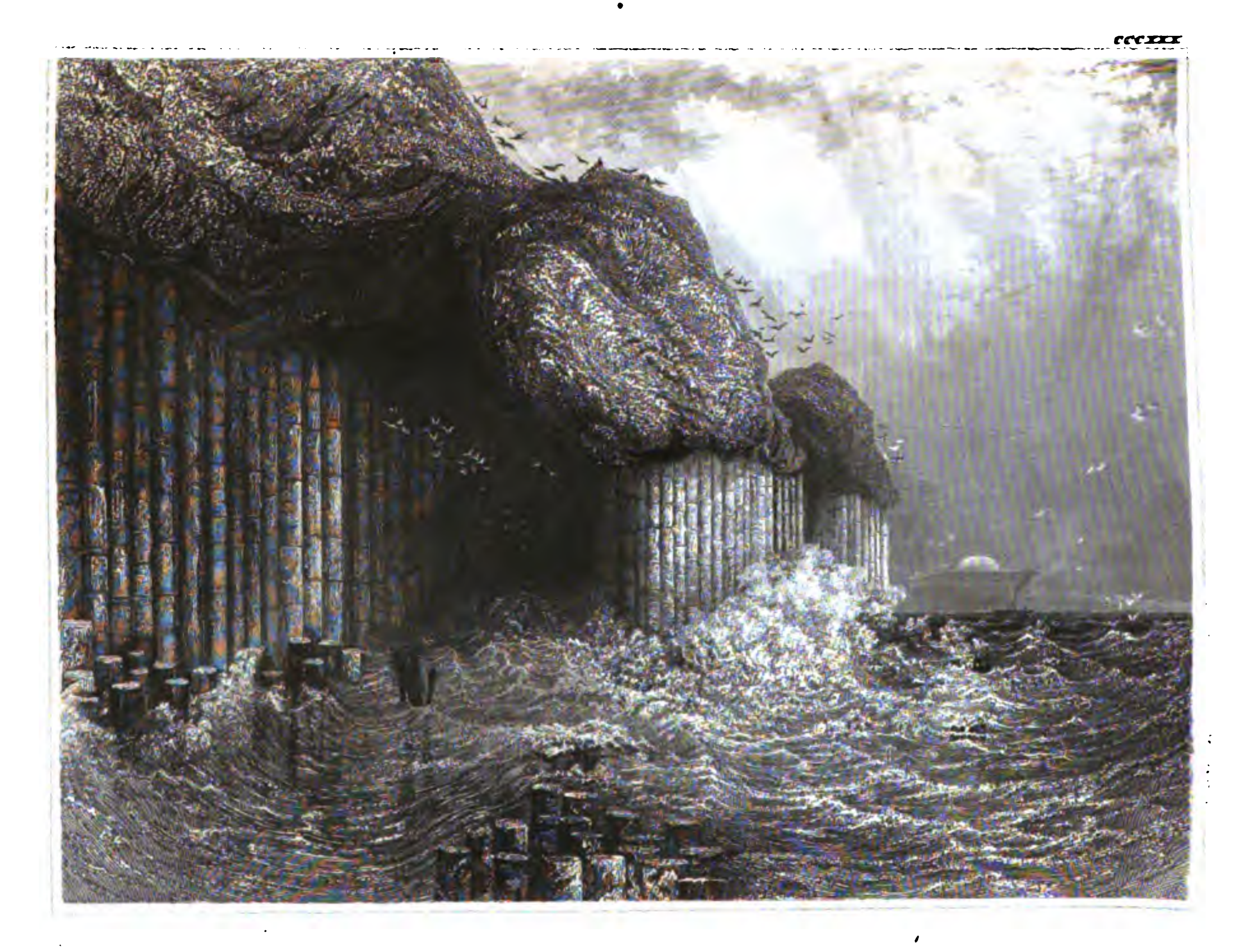
Chef

des Bibliographischen Instituts.

Verlag des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen

AMSTERDAM PARIS PHILADELPHIA





DIE FINGALS – HÖHLE

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildbn. Eigenthum d. Verleger.

CCCXX. Jona und Staffa; — die Fingalshöhle.

In des Universums unermeßlichem Raume kömmt sich der Mensch wie eine Eintagsfliege vor, die über dem Strome der Ewigkeit in der Abendsonne spielt, und der Erdcoloß selbst erscheint wie ein Blatt im Walde, das sich entfaltet, grünt, welkt, abfällt und vergeht. Erst der tiefern Betrachtung erschließt sich in einem solchen Blatt eine Welt voll Leben, erst sie sieht nichts Todtes auf der Erde. Alles, was dem sinnlichen Auge als leblos erscheint, ist in der That nur ein anderer Leib für dasselbe Seyn, und jede Form, der Strom wie das Meer, das Thal wie der Hügel, der donnernde Wasserfall, wie der brüllende Feuerberg, — Alles, Alles, vom Sonnenstäubchen an bis zur Milchstraße herauf, deren Millionen-Sonnen-Leben in einem einzigen aufgeht, datirt eine unendliche Ahnenreihe von Verwandlungen, bis zu dem Augenblick zurück, wo der einzige Gott sein „Werde" sprach. In diesem allgemeinen Lebendigseyn ist ein unendlicher Trost verborgen. Mir ist es der sicherste aller Bürgen für meine eigene Unsterblichkeit.

Darum ist mir auch die Natur in allen Formen heilig, und nirgends wird mir so wohl, als wenn ich, entrückt dem Menschengewühl und seiner Plage, auf dem Gipfel eines Berges, oder im stillen Waldgrund mich in die Mitte eines Lebens versetzen darf, das Jeden, der ihm mit empfänglichem Herzen entgegentritt, mit Liebe bewillkommt. In jedem Grashalm, in jeder Staude, in jedem Baume, in jedem Wurm, der über meinen Pfad kriecht, im Fels, im Sturze des Bachs, im Hügel, den mein Knabe überspringt, und im blaugekleideten Riesen am Horizonte sehe ich ein Leben voller Schönheit und voller Liebe, und in jeglichem Blumen- und Käferauge spiegelt sich mir die hohe, milde Gestalt des Herrlichen wieder, den mit mir alles Lebendige Vater nennt und preist.

In meinem schweren Beruf, der mich gefangen hält, ist mir selten solche Seligkeit vergönnt. Wird der Leser es glauben, daß der Mann, mit dem er am Zauberstabe des Worts die Welt durchwandert, Jahre lang nicht über die nächsten Berge des Städtchens kam, das mehr Schicksal, als eigner Wille, ihm nach einer an Erfahrungen, Wechseln und Stürmen überreichen Jugend, zum Mittelpunkt seines Wirkens auserkohr? und doch zieht er mit diesem Wirken ein Band um den Erdkreis. —

Gedanke, wohin? was wühlst du in der Schicksalskammer deines Ichs zur Langweil deiner Leser? Erhebe dich über die Scholle, die den Leib gefesselt hält, hoch über die Berge, unter denen die Gewitter des Lebens brausen; denn berichten sollst du von dem Eilande, der Wohnung des Weisen, Dichters und Sängers, welcher Völker begeistert hat seit zwei Jahrtausenden. Dein Thema ist — „Jona-Ossian!" So ruft's mir zu und ich erzähle.

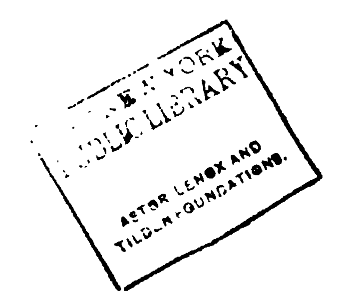
Tief im atlantischen Ocean, an der scharf ausgezackten Westküste des schottischen Hochlands, liegen die Inseln der Hebriden, das ultima Thule der alten Erdbeschreiber, preisgegeben seit Jahrtausenden den schäumenden Wogen des größten Meeres und seinen unbeschränkten Stürmen. Zu dieser Gruppe gehören zwei kleine Eilande, hoch sich erhebend über ihre Schwestern, wie große Menschen über ihre unbekannten Brüder.

Diese beiden, erst im vorigen Jahrhunderte wieder zugänglich gewordenen, Felseninseln sind das Heiligthum der nordischen Sage und Mythe. Auf ihren Zinnen sang Ossian seine unsterblichen Lieder, lehrten die Druiden gnomische Weisheit, und indem sich die heiligsten Volkserinnerungen hier einigen, hat sich auch Sitte und Sprache des Volks, der alten Gälen, am reinsten hier erhalten. Jona, oder Icolmkill, das eine der beiden Eilande, war einst in der westlichen Welt die Sonne, welche Licht ausstreute auf die in der Finsterniß der Barbarei versunkenen Nachbarländer, und Religion, mit Wissenschaft im Bunde, ward hier hochgefeiert lange bevor der römische Adler an Schottlands Marken horstete. Jona würde die gemeinsame Grabstätte der Könige von Nord- und Westeuropa, weil ein frommer Glaube den auf dem heiligen Eilande Bestatteten am Tage der allgemeinen Vernichtung Erhaltung verhieß. Auf den gefundenen Grabsteinen mit leserlicher Runenschrift sind vier und sechzig Könige Schottlands, Frankreichs, Irlands und Norwegens benannt; von viel mehren hat die Zeit die Schriftzüge verlöscht. Ein vorhandenes Grab von ungewöhnlichem Umfang scheint ein ganzes Geschlecht in sich vereinigt zu haben. Jeder Schritt auf der heiligen Insel geht über Staub von Gekrönten, und jeder Fußtritt berührt das Fragment eines Denkmals großer oder hochgeehrter Menschen, die nicht einmal ihre Namen übrig gelassen haben, und der Enkel im hundertsten Gliede weiß nicht, daß sein Fuß vielleicht das letzte, unkenntliche Andenken eines Ahnen zermalmt. Auf den Trümmern des Druidischen Haupttempels baute der Apostel der Schotten im 6. Jahrhundert eine Kapelle, deren Reste noch vorhanden sind. Sie sind gleichsam das Band, welches heidnisches Alterthum mit dem christlichen verknüpft; denn der Bekehrer machte den großen Heidengott Odin zum Heiligen und widmete ihm das kleine Kirchlein. Und nicht in der Kapelle St. Odin's (Ovans) allein sieht man die Typen des heidnischen mit denen des christlichen Glaubens wunderbar vermengt; noch andere

Denkmäler bestätigen es; so mehre Basreliefs, auf welchen neben den Vorstellungen von Odinsopfern biblische Ereignisse abgebildet sind, und das Kreuz ist eingemeißelt auf einem Altare, den heidnische Symbole bedecken. — Die heutigen Einwohner der Insel, wahrscheinlich direkte Nachkommen der alten Druidenbevölkerung, nähren sich von ihren Schaafherden und dem Fang der Seevögel, welche in ungezählten Schaaren die Felsenküste umschwirren. Jährlich viermal kommt ein Geistlicher aus Mull herüber, um das Wort des Herrn zu predigen, zu taufen, zu kopuliren und die Gräber der Verstorbenen einzusegnen. Die Jugend aber wächst von Geschlecht zu Geschlecht ohne allen Unterricht auf, und der berühmte Sitz druidischer Gelehrsamkeit ist gegenwärtig der der größten Unwissenheit. Schneidend ist die Ironie dieses Zustandes für das Jahrhundert der Aufklärung und allgemeinen Bildung; handgreiflich ist die Schmach; aber keine Hand rührt sich, sie zu entfernen.

Staffa, das Schwestereiland, ist unbewohnt; seine Naturwunder führen indeß jeden Sommer Schaaren von Reisenden zum einsamen Felsen. Die Spekulation hatte vergeblich es versucht, für die Bequemlichkeit der Besucher ein Gasthaus zu errichten. Zweimal standen die Gebäude; aber jedesmal rissen die atlantischen Winterorkane sie wieder weg und schleuderten ihre Trümmer in's Meer. — Staffa ist der 140 Fuß senkrecht aus dem Meere hervorragende Gipfel eines erloschenen Vulkans, von dessen Seiten die Lavaströme in die Fluthen stürzten, denen wir die wunderbarsten Basaltbildungen verdanken, welche die Erde aufzuweisen hat. Die ganze südliche Façade der Insel, in einer Breite von fast einer halben englischen Meile, gleicht einem Feenpallaste von unbeschreiblicher Majestät. An vielen Stellen sind die Säulengeschosse mehrfach über einander gebaut; an andern bilden sie vorgeschobene Portale, an andern weite Thore, an deren innern Seiten sich Säulen an Säulen reihen, und deren Decken cassettirt sind, so regelmäßig, wie von den Händen des Baukünstlers. — So viele der bekannten Höhlen sind, so findet man jährlich doch noch neue auf, und man vermuthet, daß der ganze Bauch des Eilands damit angefüllt sey. Die herrlichste und berühmteste aller ist die Fingalshöhle; sie liegt an der Westseite des Gestades. Eifersüchtig hütet der Ocean dieß Wunderwerk von des Schöpfers Hand, und Tausende kommen und gehen wieder, ohne es gesehen zu haben; denn nur bei scharfem Westwind ist die Annäherung der gefährlichen Strömung und fürchterlichen Brandung wegen überhaupt möglich. Da geschieht es wohl, daß die Schaaren der Touristen wochenlang harren, und der günstige Augenblick will doch nicht kommen. Auch ich war keiner der Glücklichen, welche das Wunder schauten; ein Anderer soll für mich berichten. — „Westwind wehete, unsere Freude war groß. Am Mittag näherten wir uns dem ersehnten Ziele; in hoher Pracht lag das schöne Eiland, mit der reichsten Säulenordnung der Welt, im ruhigen Ocean vor unsern Augen, angestrahlt und verherrlicht von der Sonne. Die Beleuchtung, vom tiefsten Schatten bis zu den glänzendsten Silbertinten, war unbeschreiblich. Rauschend flog das Dampfschiff durch die Brandung; in ungefähr 100 Faden Entfernung, seitwärts von der Höhle, hielt es an; Jeder

eilte, der Erste im ausgesetzten Boote zu seyn. Einige Minuten banger Erwartung (denn die Brandung spritzte mit jedem Ruderschlage herein) brachten uns zum Ziele — wir waren am Eingange. Unsere Vorstellungen von der Pracht des Anblicks, die hochgespannten, fielen vor der Wirklichkeit in nichts zusammen. Wie soll ich beschreiben! Wo die Poesie nicht ausreicht, da ist das prosaische Wort fürwahr zu arm. Rechts und links strecken die 50 Fuß hohen Colonnaden unabsehlich sich aus, und zwischen ihnen ist der Eingang: — dieser das colossalste Portal der Welt, 117 Fuß hoch mit einer Breite von 40 Fuß. Der Boden desselben ist uneben; die Köpfe der Basaltsäulen, die ihn bilden, geben ihm jedoch das Ansehen der schönsten Parkettirung. Säule an Säule, von glänzend schwarzem Basalt, reiht sich an den Seiten hin. Die Wogen schlagen tief in die Höhle hinein, und das blendende Weiß des Schaums tanzt gespenstig an den Wänden hinauf. Die ganze Länge dieses Naturtempels ist 370 Fuß, und die himmelanstrebenden Säulenbündel tragen ein Gewölbe, das alle Dome der Welt beschämt. Verhältnisse und Formen an diesem Werke sind ganz originell und das Ganze ist die sublimste Harmonie! Tiefer hinein neigt sich der Boden, die Fluth bedeckt ihn ganz, einzelne Säulenstümpfe ausgenommen, auf denen man, freilich mit großer Beschwerde, zu Fuß bis an's Ende vordringen kann. Eine solche Tour, die nicht ganz ohne Gefahr ist, hat was dämonisches. Rechts und links braust die Brandung im schwarzen Abgrunde; nirgends ein Anhaltspunkt. Die Meisten unserer Gesellschaft kehrten verzagt um; ich aber zog die Schuhe aus, um desto sicherer auf den schlüpfrigen Säulenfragmenten fortkommen zu können, und unter Herzklopfen kamen wir auch glücklich an's Ende und zu dem Punkte hin, wo man den geheimnißvollen Symphonieen lauscht, welche die Fingalshöhle so berühmt gemacht haben. Lautlos horchten wir, lange vergeblich, bis wir endlich deutlich die Sphärenmusik vernahmen — zuerst leise, dann anschwellend zu immer grandiosern Tonmassen, zuletzt dem Rollen des Donners gleich, der uns Alle erbleichen und zittern machte. Die Ton=Uebergänge hängen von der Weise ab, in welcher die akustischen Fibern des Baues durch die an den Basaltwänden sich brechenden und brandenden Wogen berührt werden. — An mehren Stellen dieses herrlichen Gotteshauses haben Menschen, frühere Besucher, unbekannte Namen eingemeißelt. Mir kam es vor, wie Sakrilegium! Viel ehrwürdiger, als jene Brüder des Nichts, erschien mir die schaumige Welle deren Lobgesang ich horchte. Wie gewaltig und zermalmend aber mag die Hymne seyn in Sturmesnacht, wenn die thurmhohen Wogen des ergrimmten Oceans des Riesenportals Giebel küssen, und die Brandung die Casetten des Gewölbes tauft. Die Musik ist für den Allmächtigen allein. Kein menschliches Ohr hat sie je vernommen, keins auch könnte sie ertragen.


NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.



TIMBUCTU
in Africa

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildbh. | Eigenthum d. Verleger

CCCXXXI. Timbuktu.

Nichts ist so häufig falsch, als der menschliche Ruhm. Wie viele Betrüger, Schurken und Tyrannen feiert die Geschichte als groß; wie Viele hat sie zu Helden gemacht, die, thut man den Nimbus des Erfolgs von ihnen weg, nichts übrig lassen, als Tollköpfe, welche in eine Mordlotterie so lange Leib und Leben einsetzten, bis sie zufälliger Weise einen Lorbeerkranz als Treffer zogen; wie Viele auch brachte bloßes Adlersklauen-Gelüst, Hab-, Raub- und Mordsucht, mit hündischem Sklavensinn gepaart, an den Heroenpranger! Solchen mögen Leute, die dergleichen Berühmtheiten zu nützen wissen, Bild- und Ehrensäulen bestellen, und sie, wie andere Wappenthiere, vor die Thore der Städte und Palläste setzen; der Vernünftige wendet sich alle Zeit mit Verachtung oder mit Abscheu von ihnen ab. Er neigt nur vor dem wahren Ruhme das Haupt in Ehrfurcht: vor den großen Männern und Märtyrern des Rechts und der Wahrheit.

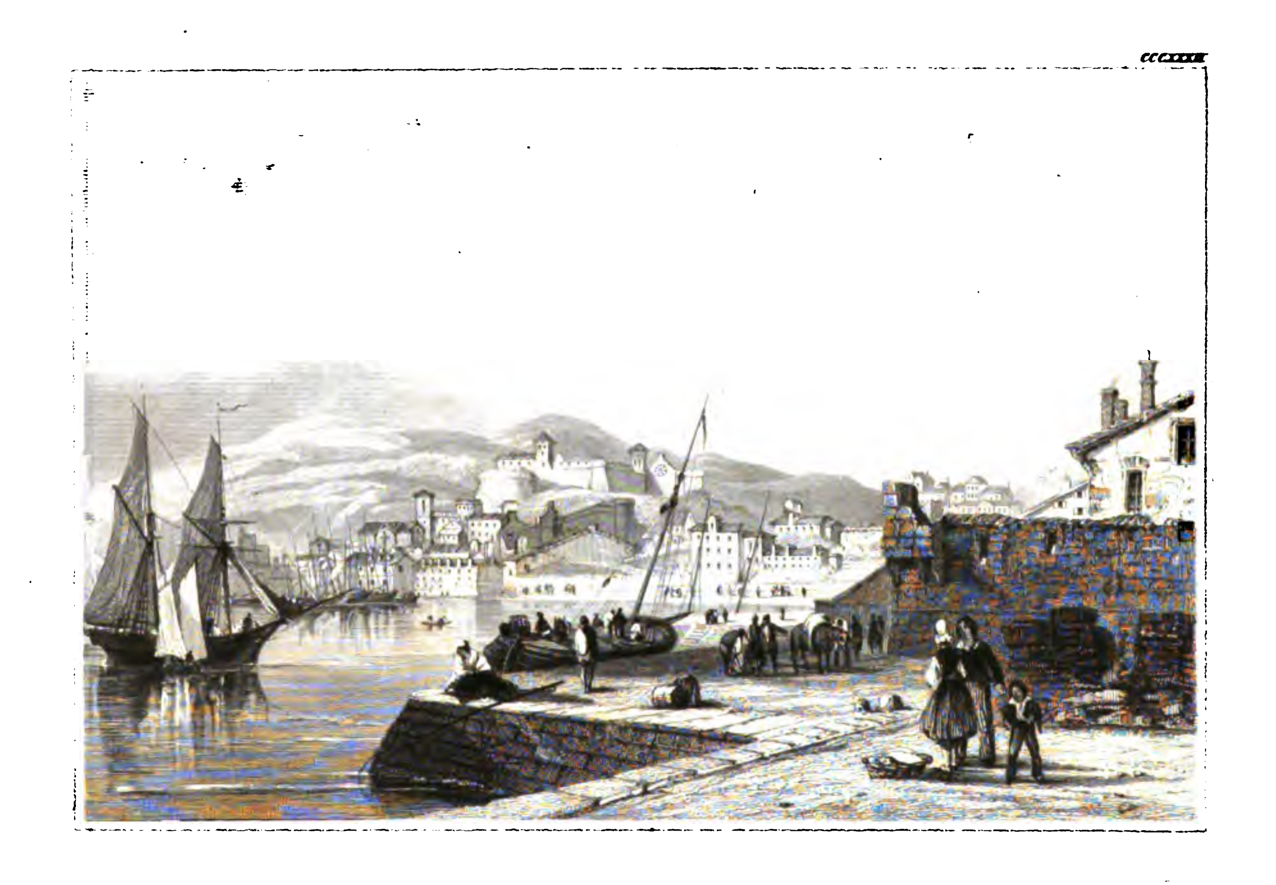
Wenn, wie Niemand bestreiten wird, auch das Märtyrerthum der Wissenschaft ein ächter Palmzweig ist, so dürfen wir auch Jenen unsere Verwunderung nicht versagen, welche, unerschrocken und eben so sehr im Interesse der Wissenschaft als der Humanität, die Erforschung früher unbekannter Regionen des geheimnißvollsten Erdtheils zum Ziele ihres Strebens gemacht haben, eines Strebens, während dessen sie fast Alle die Marken ihres Lebens fanden. Caillé und John Lander leben noch; alle andere afrikanische Entdecker (Touristen und solche, welche betretene Pfade gingen, gehören in eine andere Categorie), von Ledyard an: Houghton, der große Mungo-Park, Hornemann, Röntgen, Ritchie, Denham, Clapperton, Toole, Dudeney, Lamy, der eine der beiden Lander — und endlich fast die sämmtlichen Glieder der von der brittischen Regierung zu verschiedenen Zeiten ausgehenden Entdeckungs-Expeditionen: Astronomen, Geologen, Botaniker, Zoologen, Zeichner — fanden in dem Erdtheil ihres Ruhms auch ihr Grab.

Einer der beiden Glücklichen, welche ihren Forschungseifer nicht mit ihrem Leben büßten, Caillé, hatte, indem er den Nigerlauf verfolgte, Timbuktu erreicht, und von ihm besitzen wir ein lebendiges Bild dieser, zu seiner Zeit noch ansehnlichen Stadt Centralafrika's, von der schon lange her wundervolle Sagen im Schwange gingen. Und doch war zu Caillé's Anwesenheit ihr Glanz schon längst dahin. Es gab eine Zeit, wo Timbuktu der Markt war, auf dem ganz Nordafrika mit den Nationen des Innern Erzeugnisse und Waaren

tauschte; er war das Ziel von unzählichen Karavanen, welche die große Wüste, an deren Saum Timbuktu liegt, von allen Seiten her durchschnitten, und einen Verkehr veranlaßten, der, ältern Nachrichten nach, unglaublich scheint. Timbuktu galt als Emporium Afrika's, der Sitz des Reichthums und Glanzes; man legte ihm 300,000 Bewohner zu. — Die Colonisirung der afrikanischen Westküste durch Europäer, die Einrichtung von Sklavenmärkten in ihren Niederlassungen und andere Ursachen, gaben dem Handel eine veränderte Bahn; Timbuktu verlor allmählich die frühere Bedeutung; innere Kriege, die das Land (Sudan) verwüsteten, vollendeten seinen Ruin. Jetzt ist Timbuktu, das noch von Caillé vor 3 Jahrzehnten gepriesene, ein armseliger Ort, wo 20,000 Menschen, meistens in schlechten Erdhütten, zwischen den Trümmern wohnen, welche von der alten Herrlichkeit übrig sind. Vom einst unermeßlichen Verkehr hat sich nicht viel mehr erhalten, als ein noch von den Caravanen Nordafrika's besuchter Sklavenmarkt, wo die Handelsleute aus Marokko, Fez, Tunis, Tripolis und Cairo Heerden von menschlichen Wesen aufkaufen, um die Märkte Nordafrika's damit zu versorgen. Ehedem sollen hier jährlich über 200,000 Sklaven verkauft worden seyn; jetzt ist wohl der zwanzigste Theil das Maximum. Bevor die englische Regierung dies Gewerbe brandmarkte, schlichen auch Christen in Menge dahin, ihre Mitgeschöpfe wie Vieh einzuhandeln. — Britische Protestanten, holländische Calvinisten, deutsche Lutheraner, die Katholiken Spaniens und Portugals: sie alle kamen voll Gier nach Menschenfleisch, tauschten dagegen ihre Waaren und meinten noch, sie trieben ein ehrliches Gewerbe, da die christlichen Könige es erlaubt, da sie den Sklavenhandel in gesetzlichen Schutz genommen hatten. Diese Zeit ist vergangen, und in dem Verhältniß, wie der Genius der Gesittung auch in Nordafrika wurzelt und Eroberungen macht, wird der älteste Mittelpunkt jenes ruchlosen Verkehrs von der Erde verschwinden.

CCCXXXII. Triest.

Buch, du bist dem Leben des Menschen gleich. Ein seltsames Bild verdrängt das andere. Kaum hält der Blick eins mit Theilnahme fest, so wirbelt's fort, verschwindet in dem Nebel der Vergangenheit, und ein anderes wirft den Schleier der Zukunft ab und tritt in die Gegenwart.



TRIEST

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildbh.

Triest ist das Tergestum des Alterthums; doch verjüngt, schön, wie das Jahr, wenn der Mai wiederkehrt.

Nur die Wüste, die es überragt, ist unverändert geblieben. Der Karso, jener marmorne Riesenarm der Alpen, an den sich Triest, schutzsuchend vor des Boreas rauhem Hauch, gelehnt hat, ist gerade noch so, wie ihn römische Schriftsteller beschreiben: Fels und Steingeröll, mit angeflogenem Moose und wüstem Dorngestrüppe, der Aufenthalt von Schlangen, Ziegen und einsamen Hirten. Die Neuzeit hat nichts hinzu gefügt, als die — Schleichhändler, welche die Civilisation auch zum vogelfreien Wilde rechnet. Kein Fluß, kein Bach, keine Quelle netzt die Schluchten und Gehänge jenes rauhen Gebirgs, dessen Unheimliches, Abenteuerliches, Gespenstiges die Tropfsteinhöhlen vermehren, welche sein Inneres durchziehen, und die Schauermährchen von verborgenen Schätzen und deren Hütern. Vom Karso wurden die Marmorquadern zum Bau Aquileja's, Venedig's und zum alten Tergestum gebrochen, und aus dieser Wildniß hervor geht auch das neue Triest, die glückliche Erbin Venedig's, die Stadt, die werden wird und werden soll, was Aquileja gewesen: „magna et superba!"

Wir enteilen dem unheimlichen Karso; denn hinab lockt der spiegelnde Busen des Meers, das sich dem sehnsüchtigen Blicke entgegenbreitet, hinab lockt Triest selbst, umgeben von Gärten, Rebengeländen, Villen und zahllosen Wimpeln. Was für ein Wechsel der Zeit! — Dieses reiche, große, stattliche Triest wurde noch vor 300 Jahren von der alternden Nachbarin eine — Piratenhöhle gescholten!

Bald umfängt uns das Gewühl einer großen Handelsstadt. Aus jedem Fenster schaut frisches Leben, aus jeder Pforte geht es, aus jeder Gasse strömt es; welch ein Drängen und Wogen, welch ein Rollen und Brausen der vielsprachigen Menschenfluth. Alles ist geschäftig, Alles ist guten Muths, Alles scheint sich des Antheils am Gewinn zu freuen, für den man gern die Mühe in Tausch gibt. Der Fakir, der Eckensteher, der die schwere Last trägt, der Kärrner: sie alle scheinen unter ihrer Bürde zu tanzen. Selbst die Promenade hier scheint, Gewinn überschlagende Kopfrechner zu versammeln; in den meisten Gesichtern liest man Kalkül und Exempel. Kein Bettler ist zu sehen, kein Armer scheint da zu wohnen, wo jede Arbeitskraft allezeit Anwendung findet und reichlich lohnt. Für das Räderwerk des Lebens ist jeder Sinn offen, und was nicht in's Leben greift, das wird vergessen. Drüben stehen Aquileja's gewaltige Trümmer, voll ernster Mahnung. — Was sind sie dem Triester? Er bräche sie ab zu Bausteinen, hätte er diese nicht näher am Karso! Auf der Nekropole der alten Mutter prangen Kaffeehäuser der üppigen Tochter, und in den Fundamenten ihrer Waarenspeicher werden Säulenknäufe und Sarkophagfragmente ohne Arg und ohne Scheu vermauert. Es kümmern sie nicht, die Glückliche, die Aschenkrüge und Thränenvasen! Thronend auf Kaffee-, Zucker- und Pfefferballen; sitzend weich auf Mehemed Ali's Baumwollsäcken und die Füße rastend auf Heringstonnen und Stockfischbündel, wäre die glückliche Braut Merkur's fürwahr eine schlechte Braut, wenn sie nicht lieber in Preiscouranten blätterte, als in einem Album über das Parthenon.

Triest ist das Schooskind Oesterreichs, und ein freudig Wachsen lohnt die große Liebe. Erstaunenswürdig in der That ist Triest's Gedeihen und, wenigstens in unserm Welttheil, ohne Beispiel. Ganze Gassen wachsen jährlich an. Steht ein Berg im Wege, wird er abgegraben; ist das Meer im Wege, wird es eingedämmt und ausgefüllt. Das Treiben der Bauleute macht dort das halbe Leben aus. Es begegnen eben so viel Wagen mit Baustoffen beladen, als mit Waaren, und hunderte von Schiffen kommen jährlich an, blos mit Materialien zur Vergrößerung der Stadt, oder zu ländlichen Anlagen befrachtet. Gegenstand eines gar nicht unwichtigen Geschäfts ist Erde (zu Gartenanlagen), die istrische Barken bringen. Bei dieser allgemeinen, vom Bedürfniß angeregten Baulust muß der Baugrund theuer seyn, und dieß um so mehr, je weniger vorhanden ist, und je schwieriger und kostspieliger es wird, neuen zu gewinnen. So wurde das alte Zollhaus vor einigen Jahren um 300,000 Gulden von einer Gesellschaft auf den Abbruch erkauft. Später konnte sie 800,000 Gulden für den Grund allein haben. Sie überbaut ihn jetzt für eigene Rechnung; ein prachtvolles Gebäude wird's, mit Läden, Caffés und Casinos, und man berechnet, daß sich die Anlage mit 15 Procent verzinse. Einige Morgen Gartenland der Villa Necker, welche die Herzogin von Montfort um 130,000 Gulden vor 5 Jahren verkauft hat, haben, zur Stadt gezogen, jetzt einen Werth von einer halben Million. Bei dieser ungeheuern Steigerung kauften schon Spekulanten eine ganze Straße voll alter Häuser auf den Abbruch, und der Baugrund war dann mehr werth, als der früher für's Ganze bezahlte Kaufpreis.

Der Triester baut für das Bedürfniß; nie, oder doch höchst selten, für den Luxus. Seine Baulust ist dem Kalkül untergeordnet und das Motiv der Kunstfreude ist ihr fremd. Darum ist die hiesige Architektur, trotz dem, daß sie das edelste Material handhabt, im Ganzen gar prosaisch, und sie verdient so wenig Lob, als sie Ansprüche macht. Ihre Häuser sind recht hübsch; aber vom festlichen Schmucke der alten Nachbarin Venedig geben sie keine Ahnung. Säulen, Kuppeln, Balkone: alles ist ärmlich, kleinlich daran; alles kalte, geistlose Nachahmung; vom schaffenden, warmen, eigenen Kunstleben ist keine Spur. Das wird aber schon kommen, wenn die Jahre der Reife da sind, und die Zeit wird nicht außen bleiben, wo Triest in ganz würdiger Gestalt zur Woge niederschaut, in deren Spiegel Syrakus, Athen, Corinth, Agrigent und Alexandria einst erglänzten.

Triest hat eine für seine Volkszahl (sie ist gegenwärtig fast 60,000 und hat seit 25 Jahren um 20,000 zugenommen) kaum hinreichende Größe und die Menschen wohnen in den 2000 Häusern eng bei einander. In dem alten Stadtkern (der Altstadt) sind die Gassen enge, winklich, düster; regelmäßig, gerade, freundlich hingegen in den jüngern Anlagen, der Neustadt, der Josephs- und Franzensstadt. Trotz der Kostbarkeit des Raums hat es doch seinen Corso und eine Menge schöner Märkte; den Josephs- und Theresienplatz umgeben Gebäude von pallastähnlichem Ansehen. Die Börse, das kaiserliche Schloß, das Zollamt, das Schauspielhaus, und viele andere, theils

öffentliche, theils Privatgebäude, würden in norddeutschen Städten imponiren; hier, wo die Nachbarin Venedig den Maßstab gibt, erscheinen sie nicht bedeutend. Die neuern Stadttheile umgeben den, fast eine Stunde sich ausspannenden Halbkreis des herrlichen Molo, und Canäle verbinden den Hafen unmittelbar mit dem Innern der Stadt zur großen Erleichterung des Verkehrs. Der Canal grande ist breit und tief genug, um beladenen Schiffen, die bis 10 Fuß Wasser ziehen, das Einlaufen zu gestatten. Der Hafen ist vortrefflich (Schiffe von 350 Tonnen können unmittelbar beim Molo anlegen), aber für den unglaublich großen, immer wachsenden Verkehr des Platzes doch zu klein, ein Umstand, der um so fühlbarer wird, da die Quarantaine immer eine größere Menge Schiffe (alle, die aus dem Orient und Aegypten kommen), auf längere Zeit festhält. Es gibt Perioden, wo 600 Schiffe zugleich im hiesigen Hafen ankern. — Die Bevölkerung Triest's ist die buntscheckigste vielleicht von ganz Europa, und ein Gemenge von 20 bis 30 verschiedenen Nationen. Der Kern ist italienisch; von den übrigen Volkselementen: den griechischen, slavonischen, illirischen ꝛc. ꝛc., überwiegt das deutsche. Alle europäischen Handelsnationen haben, unter ihren Consuln, Etablissements auf dem Platze, die, wie z. B. die englischen, kleine, in geselliger Beziehung ziemlich abgeschlossene, Colonieen bilden. Der Hafen ist frei, und in diesem Vorrechte, das Venedig theilt, ruht eben so, wie in seiner günstigen Lage, die Handelsgröße des Platzes; denn über Triest bewegt sich fast die Hälfte der gesammten Ein- und Ausfuhr des österreich. Kaiserstaates. An 10,000 Fahrzeuge kommen und gehen alljährlich; 10 Millionen Zentner beträgt das gesammte Waarenquantum; dessen Werth 70 bis 80 Millionen Gulden. Nehmen wir London, Liverpool und Marseille aus, so überragt Triest's Waarenverkehr jetzt den jeder andern Handelsstadt in Europa. Für levantische Produkte ist es der erste Markt; eben so für ungarische Ausfuhr-Erzeugnisse; der größten einer für Kaffee, für Baumwolle (jährliche Einfuhr über eine halbe Million Zentner!), für Zucker, sowohl rohen als raffinirten. Der hiesige Handel ist in den Händen von ungefähr 900 Häusern, aus denen eine Anzahl colossaler Firmen hervorragt, von welchen jede allein für Millionen Geschäfte macht. Mehre Banken, an 20 Assekuranzgesellschaften und das österreichische Lloyd mit seinen großartigen Unternehmungen, (der levantischen Dampfschiffahrt ꝛc. ꝛc.), unterstützen und vermehren wechselseitig den Triester Verkehr, gegen den die hiesigen Fabrikgewerbe (Zuckersiedereien, Rosogliobrennereien, Conditoreien ꝛc.), obschon an sich ansehnlich, ganz in den Hintergrund treten. Die Schmuggelei (da Triest selbst, als Freihafen, keinen Eingangszoll bezahlt, so ist es landeinwärts von einer Douanenlinie umgürtet), war ehedem ein großes Gewerbe und systematisch organisirt; es hat aber in neuerer Zeit, in Folge schärferer Controlleinrichtungen, sehr abgenommen. Eine weise Reduction des österreichischen Zolltarifs würde sie mit einem Schlage vernichten, und, ohne dem Staate seine Einnahme zu verkürzen, die Hülfsquellen der Länder, welche Oesterreichs Kaiserstaat umfaßt, einer Entwicklung entgegen führen, deren Grenzen gar nicht zu berechnen sind.

CCCXXXIII. London und seine Eisenbahnen.

Die Industrie hat den Weltthron bestiegen. Nicht Szepter und nicht Schwert hält ihre Rechte; ihr Herrscherzeichen ist der Oelzweig. Die heutige Industrie wird, sie muß bei ungestörter Fortentwickelung verwirklichen, was utopischer Traum war; sie muß den Krieg zur Unmöglichkeit machen. Mit Unrecht und ihr Wesen verkennend, hat man ihrem Treiben, das an Umfang, Unerschöpflichkeit und Größe Alles übertrifft, was die Geschichte kennt, die einseitige Wirkung zugesprochen, es werde der größern Zahl nichts übrig lassen, als ein rastloses, sinnliches Sorgen für Erwerb, Comfort und Genüsse aller Art, und die Menschheit dem grassen Materialismus gar überliefern. Als wenn ein solches Sinnenleben mit dem Weltgeiste sich vertrüge, der in allen Richtungen die Völkerschichten aufrüttelt und zu neuen, edleren Gestaltungen treibt! Jene Furcht ist baare Thorheit. Gewiß sind vielmehr die Riesenfortschritte der Industrie, der Windsbrautflug in den praktischen Künsten, eben so viel Anbahnungen zu Aehnlichem im Gebiete des Geistes, — unerläßliche Grundlagen, auf denen die Vorsehung den höhern Aufbau errichten will, den zu schauen unsere Zeit, oder doch unserer Kinder Zeit, berufen ist. Wer wäre so blind, daß er in den Eisenbahnen und in der Dampfschifffahrt nicht ausgestreckt sähe den gewaltigen Arm, welcher auf ein unerhörtes, organisches Zusammenleben der ganzen Menschheit hinweiset? Wessen Auge wäre so gar in Finsterniß befangen, daß es nicht in der fortsteigenden Anwendung der Maschinen und neu entdeckter mechanischer Kräfte eine Zukunft gewahrte, die den Menschen vom Adamsfluch erlöst, selbst Maschine zu seyn und in der rohesten Arbeitsfessel sein irdisches Daseyn zu verhauchen? Wer wäre so kurzsichtig, daß er nicht in der immer wachsenden Vervollkommnung, Vermehrung und Verwohlfeilerung der Bequemlichkeiten und Genüsse eine Verheißung läse von einer nicht fernen Zeit, wo auch der großen Masse der Menschheit, jener, welche man bisher mit der Hoffnung auf eine überirdische Seligkeit so wohlfeil abgefunden hat, ihr gebührendes Theil werden wird an den Genüssen, welche die Vergangenheit einer unendlichen Minorität gleichsam als Privilegium spendete? und wer freut sich nicht einer solchen Verheißung, die Allen gibt und zusagt, Keinem nimmt oder abkürzt? Das mit derselben nicht im Einklang zu stehen scheinende Rast- und Ruhelose im heutigen Treiben soll Niemanden irren. Der Preis lohnt der Mühe wohl, und es ist schon recht, daß er im Schweiße des Angesichts verdient seyn will. Es ist ein Preis, nicht der Unthätigkeit, sondern der Anstrengung, des Kämpfens, des Ringens.



DIE EISENBAHN
von London nach Greenwich.

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildbh. Eigenthum d. Verleger

Kampf also und Ringen, Wettlauf und Wettstreben, nicht Ruhe, nicht Stillstand muß jetzt auf der Erde seyn unter dem Walten des Oelzweigs. Der Krieg erstirbt; aber der Kampf bleibt lebendig: ein Kampf, der alle Kräfte bewegt, alle Elemente der Gesellschaft zur Theilnahme herbeizieht und doch kein Schlachtfeld röthet. Ein recht demokratischer, nivellirender Kampf ist es, bei dem meine republikanische Seele aufjubelt und mein die arme Menschheit liebendes Herz vor Freude hochklopft. Jagen nicht Alle nach dem einen Ziele, nach dem einen Preise, und unter dem einen Panier — dem der Gleichheit? Welcher Stand schließt sich noch aus? Nimmt der Strom der Industrie und des Erwerbs sie nicht mit einander auf und drängen nicht Alle sich auf der nämlichen Bahn? Der Ritter, der Freiherr, der Graf, der Fürst, Prinzen aus Königs= und Kaisergeschlecht, — all dieser stattliche Troß wirft die buntschäckigen Wappenröcke von sich und rennt mit nackten, arbeitsrüstigen Armen, Quasi=Kaufleute und Fabrikanten, mit dem Plebejerhaufen dahin, dem er ehedem sich nicht im Traume beigesellen mochte. Und nicht im Faschingsspaße, sondern im Ernste. Der hat den Speer zum Weberbaum gemacht, jener das Schwert zum Futtermesser, ein Dritter stellt Spinnmühlen auf in seinem Rittersaale und noch Andere trachten in Gewerbeausstellungen nach Ehre so eifrig, als die Ahnen nach Turnierpreis. Statt den Plan zu machen zu einem Feldzuge, der Länder verwüstet und Völker schlachtet, studirt der König die Rede für die nächste Versammlung, nicht des Reichs= oder des Fürstentags, sondern der Gewerb=Notabeln einer Provinz, und Mäkler sitzen im Rathe der Großen und diese erröthen darob nicht. Alle Schranken der Geburt und des Standes sind vor der industriellen Erklärung der Menschenrechte gefallen und die neuen Gleichheitsprediger durchziehen, sonder Scheu vor Herrschern und vor Kerkern, die absolutistischen Reiche. In diesem Sinne gährt es in Rußland wie in England, in Preußen wie in Frankreich, in Oesterreich durch alle Provinzen nicht weniger, wie in den Staaten des freien Bundes, den die Washington's und Franklin's aufgerichtet. In diesem Sinne ist ganz Deutschland in Bewegung und kein Bundesbeschluß steuert ihrem Fortschritt. Die Industrie, die Weltkönigin selbst, macht Revolution, auf daß unter ihren Stürmen ihr Thron sich mehr befestige. So ist alles auf den Kopf gestellt! Was hoch ist, eilt sich zu erniedrigen, der Niedrige steht dem Hohen gleich, der Adeliche drängt sich dem Bürgerlichen an, und der stößt den Hochgebornen zurück, für die unerbetene Ehre dankend. Chaotisch wirrt sich's, drängt sich's, reibt sich's, stößt sich's; doch erwächst eine Einheit daraus: — allgemeineres, größeres Menschenglück. Die Revolution geht vor unter den Augen der Mächtigen und — die Umwälzungsfeinde, hört! sie klatschen Beifall.

England ist in diesem Umwälzungsstreben weit voraus. Es gibt den Maaßstab für alle die Erscheinungen her, welche die andern Länder aus gleichem Streben zu erwarten haben, und der Britannia Siegesruf stachelt die übrige Welt rastlos zur Eile und zur That. Dort hat das Eisenbahnwesen, zumal in den letzten 5 Jahren, Wunder gewirkt, welche man zehn Jahre früher noch nicht als möglich denken, geschweige zu hoffen wagte. Längs

den Eisenbahnen, den Pulsadern des neuen Lebens, bauen ganze Bevölkerungen sich jetzt ihre Wohnungen hin, und gleichsam als wäre es nicht genug, daß der Raum in der Zeit fast vernichtet ist, strecken die großen Städte ungeheure Arme aus, sich auch körperlich zu umfangen. In wenigen Jahrzehnten wird ganz England durch Eisenbahnen und Dampfschifffahrt nur noch einer Stadt in einem Parke gleichen. In diesem Parke werden die Flüsse, die Canäle, die Eisenbahnen mit ihren sprühenden, fliegenden Feuerrossen, die Wälder und Felder, die prachtvollen Gärten und die tausende von Schlössern, die stadtgleichen Dörfer und jene Landstädte, die den Metropolen des Continents ähnlich sind, die Staffage seyn, und das heutige London, das schon drei Grafschaften, ganz oder theilweise, mit seinem Häusermeer überdeckt, dessen Bevölkerung (über 2 Millionen) die ganz Portugals übersteigt, wird der Mittelpunkt werden eines Conglomerats von vielen hundert Städten, dem es seinen Namen verleiht.

Es ist keine Kunst, ein Prophet zu seyn, wenn alle die Zukunft gestaltenden Bedingungen in der Gegenwart klar vor Jedermanns Augen liegen. Ganz England ist jetzt beschäftigt, sich mit einem Netz von Eisenbahnen zu überstricken, dessen Fäden mit London sich verknüpfen, wie die Adern im thierischen Körper mit dem Herzen. Erst ein Paar der Hauptlinien sind vollendet und strecken sich 200—250 englische Meilen weit in's Reich; aber viertehalb hunderttausend Arbeiter, nebst einer nicht zu berechnenden Masse thierischer, wie lebloser, mechanischer Kräfte bauen gegenwärtig an den übrigen, und schon im kommenden Jahre wird die directe Eisenbahnverbindung Londons mit etwa 40 der größten Städte Englands in Nord und Süd und West und Ost dem Verkehr geöffnet seyn. —

Die Bahnhöfe der verschiedenen von London nach allen Richtungen auszweigenden Routen befinden sich an den äußersten Enden der Stadt; der nach dem Süden an der Vauxhallbrücke, der nach dem Norden in Eustonsquare, der nach dem Westen in Paddington, jener nach dem Osten bei Holyway, der nach Greenwich an der Londonbrücke. Da schon täglich über 240,000 Personen von den verschiedenen Bahnhöfen befördert werden, oder daselbst ankommen, so kann man leicht berechnen, welche Vermehrung der Communikationsmittel innerhalb der Stadt dieses Ab- und Zuwogen so großer Menschenmassen aus allen Theilen der ungeheuern Metropole fordert. 3000 Omnibusse und eine Menge kleiner Dampfschiffe sind, jene in London, letztere auf der Themse, an verschiedenen Punkten stationirt, blos um den Dienst der Bahnhöfe zu besorgen. Die Concurrenz hat die Fahrpreise unglaublich herabgedrückt, was nöthig war, um den, bei den frühern unzulänglichen Einrichtungen und theuern Fiackerfahrtaxen unvermeidlichen, Uebelstand zu entfernen, daß dem Passagier die Reise in London, von seiner Wohnung nämlich bis zum Bahnhofe, oft mehr kostete, als eine Tour, 100 Meilen weit in's Land. So niedrig auch für die englischen Geldverhältnisse die Eisenbahnpreise jetzt schon sind, so werden sie doch von Jahr zu Jahr wohlfeiler, was bei der immer steigenden Concurrenz der Unternehmungen nicht anders seyn kann. Wo die Grenze der Verwohlfeilerung seyn wird, läßt sich nicht wohl bestimmen. Bisher hat man die Erfahrung gemacht, daß in dem Verhältnisse,

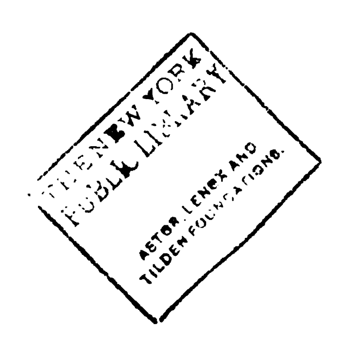
als die Bahnpreise herunter gesetzt wurden, die Benutzung der Bahn gestiegen ist, und dieß in einigen Fällen so sehr, daß bei halben Preisen sich die Unternehmer besser standen, als früher bei den doppelten. Denke man sich nach Vollendung aller Bahnen und bei'm Minimum der Fahrpreise das Gewimmel der Bevölkerung! Es ist gar nicht abzusehen und die wunderbarsten Verhältnisse werden daraus hervorwachsen. Die Perspektive ist so colossal und endlos, daß sie jeder Maasberechnung spottet. — Noch ist die längste der von London ausgehenden fertigen Bahnen die, welche über Northhampton, Nottingham, York nach Durham führt, und im nächsten Jahre schon über Newcastle nach Edinburgh fortgesetzt werden wird. Bis York sind's fast 200 englische Meilen. Man macht diese Fahrt in 8 Stunden für 1 Pfund Sterling. Vor 25 Jahren brauchte man dazu, mit Extrapost, 2 Tage und 3 Nächte; die Reise kostete das Achtfache, der Mehrbeschwerde 'nicht zu gedenken. Eine zweite fertige, auch lange Bahn geht über Birmingham nach Liverpool. Nach Birmingham sind's 100 englische Meilen; man braucht dazu 10 Schilling und 3 Stunden. Sie wird wöchentlich von 60,000 Personen befahren. Im nächsten Monat (Januar 1841) steht die Eröffnung einer Fortsetzung dieser Bahn bis nach Lancaster (210 engl. Meilen von London) zu erwarten. Alle diese Bahnen sind nur ein Paar Hauptfäden des über den ganzen Norden von England gelegten Netzes. Unglaublich ist die Thätigkeit, welche sich für die schleunigste Vollendung desselben entwickelt. Ueberall in diesem Theile des Landes sieht man Tausende und aber Tausende von Arbeitern, Viadukte erheben sich, Brücken werden geschlagen, Durchstiche gemacht, Dämme aufgeworfen, und Tunnels wühlen und wölben sich durch der Berge Bauch. Schon ist der frühere Verkehr vervierfacht und jeder Distrikt, jede Grafschaft, jede Stadt beeilt sich, Theil zu nehmen an der allgemeinen Erndte.

Unter den kurzen, von London ost= und südwärts auslaufenden Bahnen zieht die nach Greenwich, wegen der Kühnheit ihrer Bauart, die Aufmerksamkeit aller Reisenden auf sich. Ihr Bahnhof ist an der rechten Seite der Londoner Brücke; er gehört ihr und der nach Brighton führenden Bahn (die zur Zeit erst bis Croydon fahrbar ist) gemeinschaftlich. Der Stahlstich gibt dessen Ansicht bei der Anfahrt. Trotz der ungeheuern Summe, welche, der besondern Lokalverhältnisse wegen, der Bau kostete, macht sich diese kleine, 5 engl. Meilen lange Strecke doch bezahlt. Für den Grund und Boden zu dem Pfeilerraum hat man allein über eine halbe Million Gulden ausgegeben.

Es war eine des Zeitalters würdige Idee, ein Riesengedanke war es, eine Eisenbahn zu bauen, welche, von Anfang bis zu Ende thurmhoch über einen großen Theil von London hinweg führt. Der ganze Trakt ruht auf einem Viadukt von etwa tausend Bögen, zwischen denen zum Theil schon wieder Wohnungen eingebaut sind. Mehre hundert Häuser mußten angekauft und niedergerissen werden, um den Bahnraum zu erhalten. Der Bau begann im Frühjahr 1834; er kam binnen 3 Jahren zu Stande. — Ihre Frequenz im Sommer ist ungeheuer. Zu-

weilen fahren an einem Tage über 40,000 Personen. Höchst eigenthümlich ist die Lust, an solchen Tagen, in Gesellschaft vieler Tausende über das Häusergewühl der Tiefe hin dem Lieblingsziele der Cockney's zuzufliegen, den immer grünen Hügeln, und Spielgründen und schattigen Gängen im Parke von Greenwich. Ein Wagen voll Musikanten, unmittelbar hinter dem Tender, eröffnet den unabsehlichen Train. Zwar geht die Fahrt großartigen Gebäuden nicht vorüber, allein der Blick, durch tausend andere Dinge beschäftigt, sucht auch nichts weniger als architektonische Schönheit. Von Häusern sieht man fast nur die Dächer; schwärzliche, rußige, ohne Glanz, ohne Zierde, düster, die meisten niedrig und klein. Um so herrlicher aber tritt das grandiose Bild heraus, welches sich dann und wann aufthut, wenn der Blick den Strom in der Tiefe erhascht. Mast an Mast, Wimpel an Wimpel drängt sich dort, so weit das Auge abwärts dringen kann, und durch die Mitte dieses unabsehlichen Waldes wälzt sich der Themse glitzerndes Gewässer, auf dem ein lebendiges Treiben von kommenden und gehenden Schiffen, Leuchtern, Boten und schnaubenden Pyroscaphen hin und her wogt. Ein unverständliches Tosen, das Produkt von hundert verschiedenen Tonelementen, dröhnt herauf: das Zurufen der Kommandirenden, das Aufhissen der Segel, das Knarren der Taue, das Schlagen der Ruder, das Aechzen der Krahnen, das Rasseln der Maschinen, das Peitschen der Wellen durch die Ruderräder, das Hämmern, Poltern, Klopfen an Borden und Kayen macht ein wunderliches Accompagnement zu der Musik, zu dem Zischen und Schnaufen des Feuerrosses, und seinem unheimlichen Hufschlag, von dem der luftige Bau erzittert. Westlich aber erhebt sich das unermeßliche London selbst, nur in den näheren Parthien dem Auge klar und deutlich; seine Ferne in Halbhelle und in Nebel, die fernsten Punkte in undurchdringliche Dunstwolken gehüllt, über denen die Thurmgestalten wie graue Riesenschatten ragen. Das Ganze ist ein Bild, dessen Mannichfaltigkeit und Großartigkeit seines Gleichen auf Erden sucht.

Die ganze Fahrt nach Greenwich dauert nur 6 Minuten, und im bunten, lauten, frohen Gewimmel, das am Ziele empfängt, verschwimmt das Gesehene wie Wolkenbilder einer Traumwelt.


THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.



COIMBRA IN PORTUGAL

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildbh.

CCCXXXIV. Coimbra in Portugal.

Wenige Länder auf Erden sind von des Schöpfers Hand so gesegnet, wie Portugal, wenige besitzen einen solchen Reichthum von Gegenden, in denen sich die Träume von einem Feenlande verwirklichen. Selten jedoch wohnt das Glück in diesem irdischen Paradiese; Armuth und Faulheit vielmehr, Dummheit und Elend theilen sich in seine Güter. „Ich durchzog," schreibt ein glaubwürdiger Berichterstatter, der Portugal im vorigen Sommer besuchte, „die Provinzen Minho-Duero, Tras os Montes, Baira-Alta und Estremadura: ich kam auf diesem Wege mit allen Ständen in Berührung: mit Edelleuten, Geistlichen, Beamten, Kaufleuten, Bauern; überall fand ich nur Unzufriedene, überall hörte ich nur Klagen. Der Anblick der Städte, der Flecken, der Dörfer, der Felder lieferte den Commentar dazu. Verfall, Vernachlässigung und Verwilderung war der allgemeine Charakter. Von der Regierung in Lissabon sprach man weniger mit Ingrimm, als mit Verachtung. Für nichts fand ich allgemeine Anhänglichkeit, als für die alten Institutionen des Landes, für welche die Bevölkerung des ganzen nördlichen Portugals sich morgen wieder erheben würde, wenn sich Gelegenheit dazu böte. In diesem Lande ist an keine Aussöhnung der Parteien, an kein Besserwerden zu denken. Ein neuer Bürgerkrieg, der über kurz oder lang unvermeidlich ist, wird es nur um so rascher dem Zustande völliger Barbarei zuführen, der es verfallen ist."

Lassen wir den Jeremias, so wahr er auch reden mag, am Wege sitzen, und wandern wir den Hügel hinan, den der Künstler erstieg, welcher dieß Bild der alten Hauptstadt Lusitaniens zeichnete. Prächtiger Anblick! In anderthalbstündiger Entfernung erhebt sich Coimbra's noble Terrasse aus dem Thale des Mondego, der seinen üppigen Gau in unzähligen Krümmungen durchwindet, und das ganze umliegende Land scheint ein Garten. Diese Stadt der Paläste mit ihren prachtvollen Klöstern, den reichen Kirchen und den romantischen Ueberbleibseln des maurischen Zeitalters macht in der Ferne einen unbeschreiblich grandiosen Eindruck.

Aber auch nur in der Ferne, wie fast alle portugiesischen Städte. Seine Herrlichkeit schrumpft innerhalb der Thore zu einem Gewirre von engen, schmutzigen, winklichen, finstern Gassen zusammen; die ordnungslos über einander geschichteten Häuser lassen keinen Ueberblick zu, selbst ihre Masse kann nicht imponiren. Coimbra, dieser uralte Sitz des weltlichen und kirchlichen Glanzes, dieses berühmte Emporium der Wissenschaften in mittelalterlicher Zeit, das einst 200,000 Einwohner zählte und wo die Wissensdurstigen des Abend- und Morgenlandes

in Schaaren zusammenkamen, hat jetzt nur 13,000 Einwohner, und die Frequenz der Universität, obschon sie die einzige des Königreichs und so reich mit Stipendien und Freistellen ausgestattet ist, daß den meisten hiesigen Studierenden der Aufenthalt kaum etwas kostet, ist auf 900 gesunken. Zu des großen Pombal's Zeit war sie 7000, noch vor 90 Jahren wurde die Aula von 3000 Studiosen besucht! Solche Zahlenverhältnisse reden deutlicher über Portugals Zustand des Einst und Jetzt, als ein ganzes Buch. —

CCCXXXV. Brünn.

Nicht stolze Triumphbogen und Palläste, nicht Wasserleitungen, die sich von einem Hügel zum andern schwingen, nach Römerart und Römersinn, verkündigen die Nähe der Hauptstadt einer der reichsten Provinzen des österreichischen Kaiserthums: — ein Kranz von Gärten und Rebenhügeln mit freundlichen Landhäusern umschließt sie, breite Heerstraßen, vom Handel belebt, ziehen ihr zu, und als Wahrzeichen blickt ernst der gefürchtete Spielberg von seiner Höhe auf sie und die köstliche Gegend hinab. Brünn ist eine wohlhabende, menschenwimmelnde Stadt, wo Gewerbe, Handel und Bildung ihren Sitz vereint aufgeschlagen haben; eine Stadt der Neuzeit, denn nicht der Vergangenheit, sondern der Gegenwart gehört ihr schönes Gedeihen und ihre Blüthe. Noch im vorigen Jahrhunderte hatte Brünn nur 20,000 Einwohner; jetzt übersteigt die Bevölkerung die Zahl von 50,000. Eine Gränze seines Wachsens ist nicht abzusehen, und noch in neuester Zeit haben ihm die schaffenden Götter der Jetztwelt ein neues, mächtiges Element des Gedeihens zugeführt. Die Kaiser Ferdinands-Eisenbahn macht Brünn gewissermassen zu einer Vorstadt Wien's, und schüttet die tausend Vortheile über sie aus, welche die Nähe der Hauptstadt eines großen Reichs gewährt.

Heute nichts über die Urgeschichte dieser Gegenden, über welche die höchste Kultur ihre Segnungen breitet; nur die Sage sey erwähnt, ein heidnischer Mährenkönig, Magomir, habe im Jahre 800 die Stadt erbaut. Zunächst an seine Zeit erinnert der ehrwürdige Dom, den die Landesapostel, Cyrill und Methud, gegründet;



BRÜNN

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildbh.

nach ihm die Jakobskirche, ein vortreffliches Monument altdeutscher Kunst. Das Rathhaus trägt ebenfalls alterthümliches Gepräge und besitzt mancherlei Schmuck. Sein Aufbau fällt noch in das 15. Jahrhundert. Bei weitem die meisten der schönern Gebäude gehören der Neuzeit; so der Palast des Landesgouverneurs, das Franzensmuseum, — dieses mit den schön geordneten Sammlungen von Allem, was Natur und Kunst, Fabriken und Manufakturen Bedeutendes im reichen, fleißigen Mähren erzeugen. Im Gouvernementspalaste sieht man Etwas, was wohl in der ganzen Welt nicht zum zweitenmale gefunden wird. Wer kann's errathen? Ein Pflug ist's, mit dem ein Kaiser ackerte. Joseph der Zweite — der Reine, Edle, Große, so viel Verkannte, — der ackerte damit eines Bauern Feld, welchen er bei seinen einsamen Spaziergängen zufällig bei'm Pflügen traf. Er wollte des Landmanns Stand nicht blos ehren, er wollte auch seine saure Arbeit kosten, und der Vorsatz, dem Bauer die tausend Fesseln allmählich abzunehmen, die seinen Fleiß verkümmern, war die Frucht. Daß keine Herkuleskraft damals ausgereicht, den Vorsatz zur vollen That zu machen, ist Joseph's Schuld nicht.

Brünn ist reich an wissenschaftlichen Anstalten aller Art; seine Schulen — obenan stehen das Gymnasium und die polytechnische Schule — sind ausgezeichnet, und der Wohlthätigkeitssinn der Einwohner führt den älteren Instituten für Unterstützung Armer und Leidender, für Arbeit- und Unterrichtbedürftige, immerfort neue zu. Hauptgewerbe ist die Tuchmanufaktur, welche, seit lange blühend und von großem Rufe, mit großer Capitalkraft und eben so großer Intelligenz betrieben wird. Baumwolle- und Seiden-Weberei gedeihen ebenfalls, nicht minder andere verwandte Gewerbe.

Die Umgebungen von Brünn gleichen einem Parke, den die Kunst, im Schwesterbunde mit der Natur, verherrlichte. Der Franzensberg und der Augarten sind Lieblingsnamen für den naturfrohen Brünner und an schönen Tagen das Ziel für Tausende. Großartige Szenerien bietet das Adamsthal dar mit seinen Höhlen und seinen Burgruinen auf den grauen Felsen.

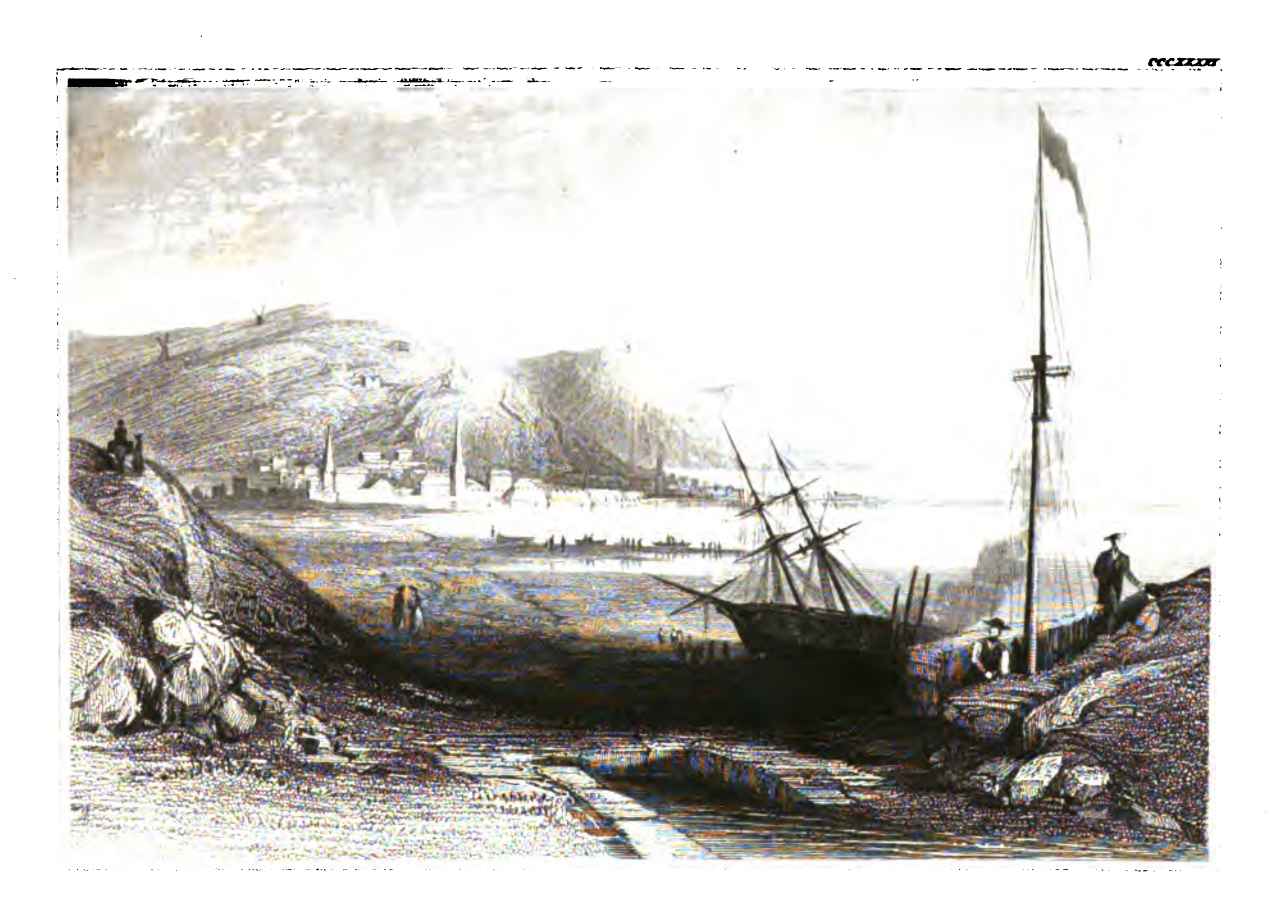
CCCXXXVI. Hobartstown.

Tief bewegt ist fort und fort die Gegenwart, und schwarze und weiße Wolken thürmen an ihrem Horizonte sich auf. Die Furchtsamen sehen in ihnen die Embryonen zerstörender Gewitter, die langsam herangezogen kommen, und die Anbeter des Alten geben vor, daß die Zeiten sich mehr und mehr zum Schlimmern neigen: aber während jene zittern und diese klagen, steigt mit Meilenstiefeln hinan die Menschheit zu lichter Geistigkeit, und so wird sie fortsteigen von Geschlecht zu Geschlecht.

An diese geistige Bewegung aufwärts knüpft sich die physische von Ost nach West, und je rascher jene, je schneller, kräftiger, stürmischer drängt der Menschenstrom vom Aufgang gegen Niedergang um den Erdball. Germanisches Blut rauscht in seinen vordersten Wogen, und seit länger als einem Jahrhundert schon hat die lebendige, lebenswarme Fluth das rückwärts erstarrte Gewässer des Ostens wieder erreicht, und mit ohne Unterlaß regem Verjüngungstriebe die alten Formen bald langsam aufgenagt, bald sie mit Gewalt gebrochen.

Wie Asien sich gegenwärtig durch das Conflikt des germanisch-europäischen Elements mit den leblosen alten Formen zur Neugestaltung anschickt, so bereiten auch dieselben Hebel in Ozeanien gegenwärtig die ungeheuerste Umwälzung vor. Kaum sind's sechzig Jahre, daß Cook in dieser Inselwelt seine ersten Entdeckungen machte, und schon erreicht die anglo-germanische Colonisation ihre fernsten Punkte, und der Untergang der Naturstaaten jenes Welttheils ist besiegelt. Das System der Actienvereine, auf Arbeiterverpflanzung und Colonisation angewendet, trägt, zusammenwirkend mit der Verbesserung der Dampfschifffahrt, wahrhaft große Frucht. Ungeheuere Etablissements werden alljährlich auf vielen Punkten Ozeaniens gegründet; wie durch Zaubersgewalt, so rasch, entstehen in diesen fernen Gegenden Centralpunkte der Civilisation, des Anbaus, der Betriebsamkeit, deren Producte wiederum den Handel schaffen, welcher sich mit unglaublicher Schnelligkeit nach allen Seiten ausdehnt. Auf dieses Colonisiren, auf diesen Anbau, auf diese Betriebsamkeit, auf diesen Handel hat das einzige Weltreich der Gegenwart, England, seinen Reichthum und seine nachhaltige Kraft basirt, und sich unermeßliche Hülfsquellen für einen noch unabsehlichen Zeitraum gesichert.

Seltsam genug und kaum begreiflich ist's, daß das übrige Europa in jenem unermeßlichen Felde des Unternehmungsgeistes und des Reichthums England bisher allein gelassen hat. Allbekannt sind doch die Ursachen,



HOBARTTOWN

Vandiemensland

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

welche den brittischen Riesen in kurzen 25 Friedensjahren zu einer Größe und Kraft wachsen ließen, welche die der gesammten übrigen Staaten aufwiegt, und doch hat keine noch gewagt, dieselben Elemente des Gedeihens sich anzueignen. Die Continentalmächte schließen ja wohl Bündnisse zu weit kleinern Zwecken: warum sollten sie nicht den großen Zweck der Colonisation unter einen gemeinschaftlichen Schirm stellen können. Das Laissez faire thäte dann schon das Uebrige. Man würde dann gewiß auch in Deutschland aus dem Beispiel Nutzen ziehen, welches England in seinen Privatgesellschaften für australischen Anbau und Colonisation aufstellt, und der Strom der auswandernden deutschen Arbeitskräfte, der jetzt dem nordamerikanischen Menschenmeere fast ausschließlich zueilt, um sich da, in ganz kurzer Zeit, bis zur Unkenntlichkeit seines Ursprungs zu verlieren, würde bald Richtungen annehmen, aus welchem er tausend Quellen des Reichthums dahin zurücksenden könnte, wo er entsprungen ist. Unter den jetzigen Verhältnissen ist Alles, was er mit fortnimmt, — Arbeitskraft, Intelligenz, Capital, für das Vaterland verloren.

Unter den Colonien in Ozeanien ist die Ansiedelung der Britten in Vandiemensland, der Insel an der südlichsten Spitze Neuhollands, eine der ältesten, und doch reicht die Entdeckung seiner Inselform kaum über das jetzige Jahrhundert hinaus. 1798 durchsegelte Flinders die Meerenge, die es vom neu-holländischen Festlande scheidet, zum erstenmale. Land zwar hatte hier der Holländer Tasman schon vor 200 Jahren gesehen.

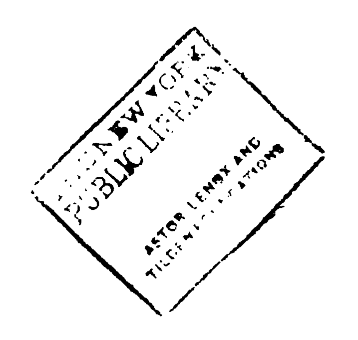
Die erste brittische Ansiedelung in Ozeanien datirt sich von 1803. Sie war ein Filial vom jungen Sidney (Botany-Bai). 1804 schickte das Mutterland 400 Verbrecher unter Führung eines Lieutenants, Collins, her. Dieser gründete Hobartstown, organisirte die Niederlassung und ward ihr erster Gouverneur. Die ersten Jahre einer Colonie sind fast immer Jahre des Leidens. Auch Hobartstown hatte schwere Tage der Kindheit. Doch als sich, zu Ende des ersten Lustrums, freiwillige Ansiedler zu den Gezwungenen gesellten, nahm die Colonie rasch zu, und die Entdeckung, daß Vandiemensland für die Zucht feinwolliger Schaafe geeigneter noch sey, als Neusüdwales, wurde der wirksamste Hebel des Gedeihens und zur Quelle des Reichthums. Schon innerhalb 17 Jahren (bis 1821) war die Colonialbevölkerung bis auf 9000 Köpfe angewachsen, zu sieben Zehntel freie Ansiedler, die an 200,000 feinwollige Schaafe und 35,000 Rinder besaßen. In immer größerer Progression stieg die Bevölkerung; 1825 wurde die Colonie, die bisher eine Dependenz von Neusüdwales gewesen, für selbstständig erklärt, und eine, blos vom Mutterlande abhängige, besondere Regierung eingesetzt. Diese Maßregel beförderte die Einwanderung so bedeutend, daß sich die Volksmenge binnen den nächsten 15 Jahren (bis 1840) vervierfachte.

Sie ist jetzt über 40,000 Köpfe stark, und das Eiland gilt als die glücklichste und blühendste Colonie in ganz Australien.

Howartstown, (wo das erste Blockhaus vor 36 Jahren von zusammengeketteten Mördern und Räubern unter Verwünschungen aufgerichtet wurde), ist jetzt eine gar freundliche Stadt, mit regelmäßigen, breiten Straßen, Märkten, Squares rc. rc., und der vollständige Ausdruck einer wohlhabenden, in vielen Fällen reichen, intelligenten Bevölkerung. Es hat die Stadt gegenwärtig über 13,000 Bewohner. Sie ist der Sitz der Colonialbehörden, von 4 Banken, einer Assekuranzgesellschaft und mehrer wissenschaftlicher Vereine; auch von zwei Buchhandlungen und 4 Buchdruckereien. Es erscheinen 3 Zeitungen und Journale daselbst. Poststraßen durchkreuzen die Insel nach allen Richtungen, und sieben Eilwagen bringen die Stadt mit den übrigen größern Orten in tägliche Verbindung. Zum Erstaunen ist das Zunehmen des hiesigen Verkehrs und Handels. Hobartstown hat bereits eine auf eigenen Werften gebaute Kauffartheiflotte von 60 Segeln, die alle Meere durchkreuzen, und im vorigen Jahre kamen über drittehalbhundert größere Schiffe aus verschiedenen Welttheilen hier an, um die Waaren des Luxus und der feineren Bedürfnisse gegen die Produkte der Insel zu tauschen. Die Ausfuhr wird über eine halbe Million Pfund Sterling geschätzt; Wolle, Waizenmehl, Felle, Pöckelfleisch, Hanf rc. rc. gehen meistens nach England, welches dagegen jährlich für 5 bis 6 Millionen Gulden seiner Fabrikate sendet. So schafft sich das große Britannien alljährlich neue Stützen für Gewerbe und Handel, und neue Basen seiner Macht und Weltherrschaft, und was in andern Staaten als eine Calamität beklagt und als eine furchtbare Last verschrieen wird, — Auswanderer und Verbrecher, — wird in seinen Händen zu Quellen des Reichthums.

Mag auch die Zeit nicht fern liegen, wo die australischen Colonien der Autorität des Mutterlandes entschlüpfen! Der Gewinn bleibt diesem doch; denn ob die Regierungen der Pflanzstaaten ihre Autorität vom Londoner Cabinette erhalten, oder vom Willen der Colonialbevölkerung, englisch bleiben diese Niederlassungen immer, englisch sind ihre Sprache, Sitten, Gesetze, englisches Blut rollt in ihren Adern, englisches Capital belebt ihren Ackerbau, Gewerbfleiß, Handel rc. fort und fort. Tausend und aber tausend unverwüstliche Interessen und Neigungen knüpfen Mutter und Töchter an einander, und der gegenseitige Vortheil umschlingt sie mit den festesten Banden.

Diese große, von den Wandlungen politischer Verhältnisse zwischen Colonien und Mutterland völlig unabhängige Verwandtschaft zwischen Asien und Ozeanien und dem Reiche in Europa, welches, im Besitz der größten Macht und Mittel, durch die rastlose Rührigkeit seines Geistes unaufhörlich getrieben wird, sich an den die Erde umrollenden Culturwagen zu spannen, muß für die Geschichte der Menschheit eine neue Aera vorbereiten, zumal England, noch ehe es den Dreizack den Völkern zeigt, überall das Kreuz pflanzt. Auch in dieser





PANAMA

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildbh. Eigenthum d. Verleger.

Beziehung kehrt der Strom, aber geläutert im Laufe der Jahrtausende, zu seiner Quelle zurück. — Es ist vielleicht kein zu kühner Gedanke, daß die Menschheit da, wo sie ausgegangen ist, einst neu hervorgehen wird, zum zweiten, höhern Weltlauf.

Gegen diese Regung der Zeiten, gegen diese Wandelung des Geschlechts vermögen unsere blinden Erdengötter nichts. Sie sehen sie nicht einmal; und darum ist's gewiß auch zu viel von ihnen verlangt, wenn man fordert, sie sollen sie begreifen und lenken. —

CCCXXXVII. Panama in Mittelamerika.

Der Handel ist ein Kind der Civilisation, und ein handelsgroßes Volk war jederzeit auch groß in der Bildung. Die wichtigsten und nützlichsten Erfindungen und Entdeckungen verdankt die Menschheit von jeher handeltreibenden Nationen; Gewerbe und Manufakturen, Künste und Ackerbau konnten von jeher erst dann recht gedeihen, wenn der Handel ihre Stütze war; wo der Handel blühte, war auch das Leben reich. Noch staunt man über das, was Carthago, Syrakus, die phönizischen Städte gewesen. So war Aegypten, von Sesostris an bis auf den letzten Ptolomäer, jedesmal groß, wenn der Sitz des Handels dort war, und jedesmal stürzte es von seiner Höhe herab, wenn dieser wich. So Venedig; so Genua; so Portugal; so Spanien; so Holland; — und der Britannia Weltthron wäre längst eingestürzt, stützte ihn des Handels Hand nicht, die ihn aufgerichtet.

Das Streben nach Handelsgewinn führte zur Entdeckung der neuen Welt, und die Macht und Handelsgröße Spaniens fand in Amerika Jahrhunderte lang dort ihren Stützpunkt. Nachdem die vorgefundenen Bevölkerungen meist ausgetilgt worden waren, weniger durch das Schwert der fanatischen Eroberer, denn durch die Laster und Seuchen, welche, als neue, unbekannte Würgengel ihnen die Europäer zuführten, oder durch die harten Arbeiten, zu welchen diese die Ueberwundenen verdammten, wurde der Welttheil auf's neue bevölkert durch die unzählichen Schaaren auswandernder Europäer, welche Golddurst nach dem Eldorado zog. In den ersten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts wanderten aus Spanien jährlich an 100,000 Menschen hinüber, die das neu aufge-

fundene Land nur eine kurze Zeit zu plündern nöthig glaubten, um dann auf Lebenszeit geborgen zu seyn. Die köstlichen Metalle, Gold und Silber, waren es, deren Aufsuchung die Europäer vorzugsweise beschäftigte; denn keine Arbeit lohnte so reichlich, als die in den Minen. Von den Feuerbergen Patagoniens an bis zu den Gebirgen Kaliforniens wurden der Erdrinde Rippen durchwühlt, und in den Regionen des ewigen Schnees, auf den Hoch-Anden, witterte die Habsucht verborgene Schätze auf und beutete sie aus. 19,000 Minen, wo Gold und Silber gegraben wurde, standen im 16. Jahrhundert in Amerika in Betrieb, und fast die ganze Bevölkerung des Welttheils, jene wilden Indianerstämme ausgenommen, welche die Undurchdringlichkeit ihrer Wälder oder die Metallarmuth ihres Gebiets vor der Hand der Europäer schützte, bestand aus Berg- und Hüttenleuten. Als der Bergbau abnahm an Ergiebigkeit, folglich die fort und fort zuströmende europäische Einwanderung auf andere Erwerbsquellen sinnen mußte, fand man, daß der Boden neben Gold und Silber köstliche Produkte hervorbringe, die mit denen Ostindiens an Werth wetteifern konnten. An die Bergbaubevölkerung schloß sich eine ackerbauende an; die Cochenille von Mexiko, der Indigo von Guatimala, der Tabak von Varinas und Cuba, die Chinarinde von Peru, der Cacao von Caraccas, die schönen Farbehölzer Brasiliens und von Honduras, die Kultur des Kaffees und Zuckerrohrs in Westindien und Südamerika wurden für die Einwanderer nicht minder reiche Goldgruben, als die Minen selbst. Es machte sich diese Produkte Europa nach und nach zum Bedürfniß und ihr Verbrauch nahm zu fort und fort. Hätte nicht die verkehrte, scheelsüchtige Politik des spanischen Hofes die Entwickelung Amerikas gewaltsam gehemmt, sie wäre das Zehnfache und für Spanien die Quelle einer Größe und eines Reichthums geworden, für deren Umfang selbst das heutige England keinen hinlänglichen Maaßstab abgibt. Bei der steigenden Wichtigkeit der Colonien aber hatte man angefangen, den Handel unter gewisse, leicht zu übersehende Regeln zu zwingen, welches man mit dem Namen des Colonialsystems belegte. Bei diesem System hatte man den Grundsatz vor Augen, daß die Colonisten nur Agenten für den Mutterstaat seyen; daß, weil die anfängliche Eroberung des Landes und die Ansiedelung vom Mutterstaate geschehen sey, jeder Nutzen, welcher aus ihnen erwachse, auch nur dem Mutterlande zufließen müsse. Nach diesem System nun mußten die amerikanischen Colonien ihre sämmtlichen Erzeugnisse nach Spanien senden; nicht einmal der Austausch der Bedürfnisse der amerikanischen Länder unter sich war gestattet: es war Grundsatz, daß jede Colonie, was sie brauchte und nicht selbst produzirte, ausschließlich aus Spanien empfangen mußte. Es betraf dieß nicht bloß die Gegenstände der Fabriken und Manufakturen, sondern es wurde sogar auf alle solche Lebensbedürfnisse ausgedehnt, welche das Mutterland erzeugte. Solche durften die Colonien nicht selbst bauen, obschon sie dieselben zum fünften Theil des Preises bauen mochten, zu dem sie Spanien lieferte. So war, um ein Beispiel von hunderten zu nennen, der Wein- und Olivenbau im spanischen Amerika bei Todesstrafe untersagt.

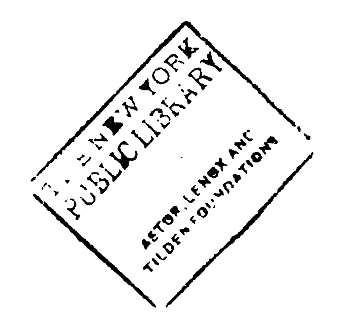
Um sich in Spanien die Controle über Ein= und Ausfuhr recht bequem zu machen, sandte man die Bedürfnisse für die Colonisten nur in 2 Geschwadern jährlich ab. Das eine, welches man die Gallionen nannte, segelte von Cadix nach Portobello, und von da wurden die sämmtlichen Güter, welche nicht auf der Westküste blieben, queer über den Isthmus auf Maulthieren nach Panama geschafft, von wo sie sich nach Peru und Chili weiter vertheilten. Gleichzeitig sammelten sich in Panama die Schätze des gold= und silberreichen Südamerika, um von da über die Landenge auf Maulthieren nach Portobello zur Einschiffung nach Europa gebracht zu werden. In Portobello und auch in Panama waren während der Anwesenheit der Gallionen Messen, und namentlich war die in erstgenannter Stadt, welche 40 Tage dauerte, die brillanteste, die zu irgend einer Zeit in der Welt gewesen. Das andere Geschwader, die Flota, ging von Cadix nach Veracruz, wo ein ähnlicher Handel statt fand. Sobald beide Flotten ihre Rückladungen eingenommen hatten, versammelten sie sich in der Havannah und kehrten vereint nach Europa zurück. Bei diesem Monopolhandel verdienten die spanischen Importeurs häufig 200 bis 300 Procent, und zwischen ihnen und den Consumenten stand noch eine lange Reihe von Mittelspersonen, welche mit den Käufern aus erster Hand in Panama und Portobello anfing. So konnte es wohl geschehen, daß in Quito (im 18. Jahrhundert) das Pfund Stabeisen über drei Gulden kostete, und viele reiche Silbergruben nur darum zum Erliegen kamen, weil die ungeheuern Preise der unentbehrlichsten Bedürfnisse mehr Kosten verursachten, als die Erzbeute betrug.

Panama blühete unter diesen Verhältnissen zu einer der schönsten und reichsten Städte Amerika's empor. Sein größter Flor fällt in das 17. Jahrhundert. Die Stadt hatte damals 90,000 Einwohner. Als aber der Schmuggel der Niederländer und Britten mit den spanischen Colonieen den gesetzmäßigen Handel des Mutterlandes immer mehr schmälerte, nahm auch Panama's Flor ab, und als man, bei vervollkommneter Schifffahrt, den langen Weg um das Cap Horn nach den amerikanischen Westküsten dem kürzeren, aber kostspieligeren Landtransport von Portobello queer über den Isthmus vorzog, verlor Panama die ausschließlichen Vortheile, die es bisher genossen hatte. Nach der Trennung der Colonieen vom Mutterlande sank es zur bloßen Landstadt herab, die jetzt 13,000 Einwohner hat. Keine Spur seiner ehemaligen Handelsgröße ist mehr übrig. Im Hafen vertreten ein Paar armselige Piroguen die Kauffahrerflotten der Vorzeit, und die nach Portobello führende gepflasterte Straße, sonst jährlich von 3—400,000 Maulthieren begangen, auf die sich der Handel der halben neuen Welt hin und her bewegte, ist verlassen und mit Gestrüpp und Gras überwachsen. Die Schwesterstadt Portobello ist noch tiefer gesunken. Es ist dieser weltberühmte Hafen jetzt nichts weiter als ein elendes Dorf von Bambushütten, eingebaut den Ruinen der alten Prachtstadt. Der Ort, die Wohnung der äußersten Armuth, zählt kaum 1200 Seelen.

Das 19. Jahrhundert, berufen, die Verbindungen der Völker zugleich zu vereinfachen und zu vervielfältigen, wird auch Panama wieder blühend machen; denn obschon man die Wichtigkeit seiner Lage an der Landenge, welche beide Hälften der neuen Welt zusammenknüpft, längst erkannt hat, so sind doch erst in der Neuzeit die Mittel gegeben, sie recht geltend zu machen.

Es gilt, die Landenge mittelst eines Kanals oder einer Eisenbahn zu durchschneiden, die von der Ostküste nach Panama führt. Vergeblich hat man seit 200 Jahren versucht, den langen und beschwerlichen Umweg um das Cap Horn dadurch zu vermeiden, daß man einen Pfad in den stillen Ozean durch die Hudsonsbai und um die Nordküste Amerika's suchte. Alle diese Versuche blieben für den Zweck fruchtlos; man sah sich immer wieder auf die Durchschneidung der Landenge hingewiesen.

Die Schwierigkeiten aber, welche der Ausführung eines Kanals entgegenstehen, der den atlantischen und den stillen Ozean bei Panama verbinden soll, sind weit größer, als man anfänglich glaubte. Es sind schon viele Pläne dazu entworfen worden. Anfänglich gedachte man den Chagre zu benutzen, welcher Fluß in den Meerbusen von Darien mündet; allein unübersteigliche Hindernisse beseitigten diesen Plan nach langen, kostspieligen Untersuchungen. Dann entschloß man sich für den Punkt von Nicaragua. Binnen 8 Jahren entstanden 3 atlantische Compagnien, um ihn auszuführen. Doch auch hier begegnete man Schwierigkeiten, die zu überwinden man sich nicht getrauete. Eine Eisenbahn wird jetzt allgemein als das vortheilhafteste anerkannt. Sie soll von Panama zwischen mäßigen Höhen hin nach der Spitze des Chagre geführt werden, im Flußthal hinab zur Mündung gehen und von da an der Küste weg bis Portobello verlängert werden, dessen trefflicher Hafen dem Unternehmen unentbehrlich seyn würde. Der höchste Punkt, den der Trakt zu übersteigen hat, erhebt sich kaum 2500 Fuß über der Meeresfläche, und die Bahn ist in der That viel praktikabler, als jene nordamerikanischen über das Alleghanygebirge. Das Haupthinderniß der Anlage ist die Eifersucht der mittelamerikanischen Regierung selbst, welche die Consequenzen fürchtet, wenn sie die Anlage in die Hände auswärtiger Capitalisten gibt, während ihr doch selbst die Geldkraft abgeht, welche jene erfordert. Die Kosten des Bahnbaus sind auf 18 Millionen Piaster veranschlagt.


THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS



DIE PAULSKIRCHE IN LONDON

CCCXXXVIII. Die Paulskirche in London.

Braucht Gott ein Haus von Menschen Hand? Sterblicher! blicke hinauf in's Himmelsblau, blicke hinab, wo ungesehene Welten ziehen, denke die Unermeßlichkeit des Alls, wo Milchstraßen wie Regenbogen entstehen und vergehen vor dem Auge der Ewigkeit, und frage dich, ob der Herr und Schöpfer dieses Alls dein steinern Haus braucht? — Braucht die Anbetung ein solches? Sterblicher! thue den hohen Tempel deines Innersten auf, den Gott dir selbst in die Seele gebaut hat, trete da vor den Altar der ewigen Liebe mit der Flammen-Aufschrift: „Sage nicht, du bist unsterblich!" und der Frage wirst du lächeln.

Aber nicht Jeder faßt es, daß jedes Menschenherz ein Tempel sey und in jedem Herzen Gott wohne, und so richtet der Verehrungsdrang des Menschengeschlechts dem Herrn vergängliche Gebäude auf. So hat es gethan von Anfang an, und so wird es thun in Zeiten, die fern sind.

Die Paulskirche in London, der größte aller Tempel der protestantischen Christenheit, der an Größe nur Rom's Sankt Peter nachsteht, nimmt die Stelle ein, wo in der Römerzeit ein Dianentempel gestanden hat. Cubert, ein König von Essex, war es, der im 7. Jahrhundert hier die erste Cathedrale baute. Brand zerstörte sie um das Jahr 900; sie ward abermals durch Feuer verheert um 1070 und wieder aufgebaut. Nochmals vernichteten sie die Flammen und sie erstand zum drittenmale im 13. Jahrhundert, herrlicher als zuvor, geschmückt mit einem 520 Fuß hohen Thurm, dem höchsten der Welt. Und zum viertenmale verging sie im großen Brande von 1665, worauf die heutige Paulskirche an ihre Stelle trat. Diese ist ein Werk Wren's, des größten Architekten, den England je gehabt hat.

Am 1. Juni 1675 wurde der erste Grundstein gelegt, und 1710 setzte Wren, der Sohn, den letzten Stein auf den Gipfel der Laterne; 35 Jahre hatten also hingereicht, diesen Riesenbau zu vollenden, welcher über London's unübersehliche Häuserwelt sich hebt, wie ein Adler über niedriges Gewürm, oder die

Ilias über gedankenloses Geschwätz. Die Kosten betrugen (was unglaublich scheint) nur 748,000 Pfund Sterling (etwa 9 Millionen Gulden), und die Revision der Baurechnung gab der Redlichkeit und Sparsamkeit des Baumeisters das glänzendste Zeugniß. Dennoch wurde Wren mit Undank belohnt. Er sah sich durch Neid, Unwissenheit und Cabale genöthigt, sich in's Dunkel zurück zu ziehen, wohin ihn Lästerung und Schmähung folgten. Erst nach seinem Tode fanden seine Verdienste und Tugenden Anerkennung. Man begrub ihn in St. Paul's tiefster Gruft, damit sich der herrliche Tempel gleichsam wie ein Mausoleum, das er selbst gebaut, über seine Asche wölbe, und schrieb auf seinen Grabstein: — „Dieser Kirche und dieser Stadt Erbauer ruhet hier. Nicht sich, dem Gemeinwohl hat er über neunzig Jahre gelebt. Suchst du sein Denkmal? — schaue umher!" —

Die Grundfläche von St. Paul bildet ein lateinisches Kreuz, und ihre Dimensionen geben denen der Peterskirche in Rom nur wenig nach. Der Queerarm ist zwischen den äußern Mauern 252 rheinische Fuß lang; der Längarm 520 Fuß und die Grundmauern sind 40 Fuß tief in die Erde gesenkt. Der innere Raum ist durch zwei, fast 100 Fuß hohe, Pfeilerreihen in 3 Schiffe geschieden. Die Stärke dieser Pfeiler ist 10 Fuß; die der Seitenmauern nicht weniger als 15. Die gewölbte Haube (der große Dom) erhebt sich von der Kirchenflur 216, bis zur Laterne 280 Fuß empor. Die Gesammthöhe der Kirche vom Straßenpflaster bis zur Kreuzesspitze beträgt 372 Fuß. Aber unter diesem Bau über der Erde wölbt sich ein zweiter, unterirdischer — ein Labyrinth von Räumen, Sälen, Gängen, getragen von Kreuzgewölben, deren Bogen 22 Fuß hoch sind. Diese weiten Hallen sind für die irdischen Reste menschlicher Größe bestimmt und es finden drittehalbtausend Särge Raum. Sie sind bis jetzt fast leer geblieben und erst in einigen sieht man Grabmonumente mit berühmten Namen. Darunter Nelson's. Der prächtige Sarkophag, der des Helden Gebeine umschließt, ist der nämliche, welchen sich der „große Kardinal" (Wolsey) in den Tagen seines Glanzes anfertigen ließ. Bekanntlich starb Wolsey nach seinem Sturze vom Gipfel der Macht, als ein Gefangener.

Der über der Mitte des Kreuzes sich erhebende große Dom (nach der Kuppel der Peterskirche die größte in der Welt) hat 100 Fuß Durchmesser, und seine elliptische Form gibt ihm ein gefälliges, edles Ansehen. Auf jeder Seite derselben erhebt sich ein über 100 Fuß hoher Glockenthurm.

Drei noble Portiken zieren die drei Eingänge, und zum größten derselben, auf der Westfronte, führt eine Prachttreppe von 28 Stufen aus schwarzem Marmor. Entstellt wird leider die äußere Ansicht durch ein hohes, häßliches Eisengeländer von 3 Zoll dicken Stäben, das den Tempel ringsum einfaßt und durch die an ihn drängenden Häusermassen, welche von keiner Seite eine Uebersicht des Ganzen zulassen. Den besten Blick auf die obere Hälfte der Cathedrale hat man, an günstigen Tagen, von der andern Seite der Themse, von welcher auch die Aufnahme unsers Bildes geschehen ist.

Das Innere der Paul's-Kirche läßt kalt, und den peinlichen Eindruck des Oeden zurück; denn nur das hohe Chor wird gegenwärtig zum Gottesdienste gebraucht. Die Episcopal-Gemeinde ist nämlich, nach Abtrennung einer Menge Sekten, die in diesem Stadtviertel viele Bethäuser und Capellen haben, so klein geworden, daß sie auch das Chor nur nothdürftig ausfüllen kann. Die übrigen Räume tragen den Charakter der größten Verlassenheit und Unkirchlichkeit. Zwar hat man gesucht, die Nacktheit durch Aufstellung kostbarer Monumente zu entfernen; aber es ist dieß schlecht gelungen. Gewiß war es kein glücklicher Gedanke, im Vorhofe des Hauses eines Alles mit Liebe und Erbarmen umfassenden Schöpfers die colossalen, von ihren Piedestalen finster herabblickenden Statuen von 30 bis 40 Kriegsfürsten zu versammeln, denen Trommeln, Kanonen, Spieße, Bomben, Kugelhaufen und alle Werkzeuge zur Zerstörung von Menschen und Menschenglück, in Marmor gemeißelt, zu Füßen liegen, und über deren Häupter zerschossene Fahnen und Standarten hängen, Zeugen und Trophäen der Siege, in welchen das Blut der Brüder in Strömen vergossen ward. Man irrt von einem Monumente zum andern, liest die Namen: — Namen von lauter Generälen, Admirälen und ihren Schlachten. Da fühlt man sich wie in der Vestibule eines Invalidenhauses, und gewiß würden diese glänzenden, blutigen Namen auf dem weißen Marmor mit sammt ihren Bildsäulen und Siegeszeichen in Greenwich und Chelsea eine passendere Stelle gefunden haben, als hier. War in der That für den schönsten Tempel der protestantischen Christenheit eine schickliche Ausschmückung so schwer zu ermitteln in dem Lande, das an Menschen, die ihr Leben edeln Bestrebungen widmen, so reich ist? Hat man das Unschickliche nicht gefühlt, als man Howard's Statue in solcher Gesellschaft aufgerichtet? Was thun die Söhne des Kriegs neben dem Apostel der Humanität? Was die blutigen Glücksspieler der Schlachten neben der heitern Gestalt eines Engels, der den Trost in die tiefen Kerker trug und die schaudervollsten Verließe in allen Ländern den erwärmenden Strahlen der Menschlichkeit öffnete. Howard's Monument allein — jene erhabene Gestalt, die dir voll verklärter Freude den Schlüssel entgegen hält und mit der andern Hand auf zerschlagene Fesseln hinweist — sie würde durch den an ihr entzündeten Gedanken den ungeheuern Raum ausfüllen und die Oede vergessen machen. Aber wenn man, wie es jetzt geschieht, fortfährt, Sankt Paul gleichsam zur Schädelstätte aller brittischen Schlachtfelder auf Meer und Land zu verkehren, so werden seinem Beschauer nie die Gefühle nahe treten, die ihn immer an solchen Ort begleiten sollten. Unmöglich ist's, die Symbole des Menschen- und Völkermords mit denen der Anbetung eines väterlichen Gottes zu vereinen, unheimliche, peinigende Vorstellungen müssen jeden Betrachter bestürmen und heraus muß er sich sehnen aus dem profanirten weiten, herrlichen Gotteshause in der stillen Andacht enge Zelle.

CCCXXXIX. Antwerpen.

Lange schon haben wir kein niederländisches Landschaftsbild wieder gesehen und das heutige ist so schön, als hätte das Original einem Waterloo zum Conterfei gesessen. Es gibt die Ansicht der Hauptstadt Flanderns vom Deck des Dämpfers aus (von der Schelde) in zweistündiger Entfernung.

Schon bei der Insel Walcheren erreicht der seewärts nach Antwerpen Reisende den Strom, an dessen südlichem Thore Vließingens stundenlange Festungswerke mürrisch Wache halten, dräuend, nicht schützend. Von da bis etwa 8 Meilen aufwärts gleicht das 2 bis 3 Stunden weite Gewässer einem sich tief in's Land hineinstreckenden Arm des Meers, und erst unterhalb des Forts Lillo nimmt es die eigentliche Stromgestalt an. Auf jener breitern Strecke ist man von der Landschaft selbst wenig gewahr geworden; nur dann und wann ragte eine Thurmspitze, wie ein Obelisk, einsam über die hohen Dämme empor, welche die Gestade umpanzern. Erst weiter aufwärts wird der Dammgurt niedriger, und mit Verwunderung schweift das Auge von dem hohen Verdeck über das weite Tiefland. Tausendjähriger Fleiß hat es, sonst unfruchtbare Sanddünen oder Sümpfe, wie wir sie noch an den Hannöverisch-Oldenburgischen Mooren und Haiden sehen, in einen endlosen Park umgeschaffen, — einen Park freilich ohne Fels, Berg und Wald, aber voll der üppigsten Grasgründe und fruchtbarer Felder, durchzogen von unzähligen Canälen und Deichen, auf welchen, umgeben von Baumgruppen, oder neben theils klaren, theils schilfreichen Seen, Landsitze, Windmühlen, Weiler und Dörfer winken, die, mit den grasenden stattlichen Heerden, die Staffage malerischer, wechselvoller Landschaftsbilder ausmachen. Je näher Antwerpen, je reger wird das Leben auf dem Strome selbst, und je sorgfältiger die Cultur, je dichter wird auch die Bevölkerung der immer näher zusammenrückenden Ufer. Schneller und immer schneller fliegen dann die Städte, Flecken, Schlösser und Landsitze vorüber! Schanzen und Forts — wie unheimliche Hüter eines großen Schatzes oder wie die Vorposten eines Heers, — werden in rascher Aufeinanderfolge sichtbar; so, zuerst Fort Lillo, dann Lieftenshoek, und einander gegenüber die alten Werke vom Fort Philipp und Maria. — Endlich, mitten in der reichen, bunten Landschaft, tief im Hintergrunde des Wasserspiegels, tritt die stolze Münsterpyramide Antwerpens sichtbar hervor. Wie ein Candelaber steigt sie in die Wolken. Nach und nach gucken der Thürme immer

ANTWERPEN

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildbh.



mehr heraus, dann die Citadelle mit ihren Riesenwerken, und endlich der Mastenwald, hinter dem sich die 12,000 Häuser der Stadt in Rauch und Nebel verstecken. —

Es blüheten schon in uralter Zeit in Antwerpen Gewerbe und Handel, und in den Kreuzzügen wurde die Stadt mit dem steinreichen Brügge und dem glänzenden Gent die Perle Niederlands geheißen. Besonders war Antwerpens Verkehr mit den Normannen groß, und dort die Hauptniederlage der Produkte der baltischen Länder. Doch erst mit dem Sinken Venedigs stieg es zu der Handelsgröße empor, von der nur das heutige London einen würdigen Begriff zu geben vermag. Während Spanien selbst durch Auswanderung nach Amerika sich entvölkerte und an der Colonisirung des reichen Welttheils sich entkräftete, beutete Antwerpen durch seinen Handel die Schätze der neuen Welt aus, und das Gold Peru's und Meriko's häufte sich da und in andern Städten Holland's und Flandern's zu jenem colossalen Reichthum an, der diesen kleinen Ländern später die Kraft gab, den Kampf auf Leben und Tod mit dem größten Weltreiche nicht nur zu wagen, sondern auch siegreich zu bestehen.

Unter dem Schutze der alle Meere beherrschenden spanischen Flagge, begünstigt durch die wichtigsten Privilegien und im Genusse einer fast republikanischen Freiheit, versammelte Antwerpen im sechzehnten Jahrhundert die unternehmendsten Kaufleute der Erde in seinen Mauern. Der jährliche hiesige Waarenumsatz wurde in der Regierungszeit Carl's V. auf 500 Millionen Gulden geschätzt. Oefters lagen 3000 Schiffe zugleich im Hafen, und es war nichts Ungewöhnliches, daß die Fahrzeuge 3 bis 4 Wochen lang harren mußten, ehe sie nur an die Kayen zum Entlöschen gelangen konnten. Die Venetianer, von denen, nach dem veränderten Gang des Welthandels, sich viele hier ansiedelten, gestanden selbst, daß Antwerpens Handel zu dieser Zeit weit größer war, als der ihrer Vaterstadt zu ihrer blühendsten Periode. Ueber 200,000 Einwohner drängten sich auf den Raum, der jetzt mit 90,000 dicht bevölkert erscheint. Sprüchwörtlich war Antwerpner Reichthum durch die ganze Welt, und dieser Reichthum wußte nicht blos zu genießen, auch Kunst und Wissenschaft erblüheten herrlicher unter seinen Fittigen, als die in Egoismus versunkene Neuzeit begreifen kann.

So großer Flor hätte viele Jahrhunderte lang dauern und sich fortentwickeln können, hätte es mehr bedurft, als eines Despoten Faust, um das, was unter dem Zusammenwirken der günstigsten Verhältnisse aufgebaut worden und was so viele Fürsten gepflegt hatten mit sorgsamer Hand, wieder zu zertrümmern. Auf Carl V. folgte ein Philipp II. Vergeblich hatte ihm Carl, Angesichts der flamändischen Nation, das Gelübde aufgelegt, mit Weisheit und Güte zu regieren und das Werk des Gedeihens zu erhalten; ein Philipp, bei dem Blutgerüste, Möncherei, Inquisition, Unwissenheit und Aberglauben als die Grundpfeiler galten, auf dem allein sich der Bau der Fürstengewalt würdig erheben müsse, konnte ein Volk weder lieben noch achten, das, seiner Kraft sich

bewußt, Anerkennung und Schutz seiner Rechte und Freiheiten von seinem Herrscher als Etwas forderte, was nicht als Gnade empfangen seyn will, sondern als Etwas, was nicht verweigert werden kann. Das nannte Philipp Uebermuth, und er sandte ein Heer von Söldnern, Pfaffen und knechtischen Beamten in's Land, auf daß sie der Flamänder stolzen Sinn zur Demuth beugen, und der Nation blinde Fügsamkeit in seinen Willen lehren sollten. Es ward ein System aufgerichtet der raffinirtesten Plackerei und Bedrückung, aufgehoben ward die garantirte Gewissensfreiheit, Ketzergerichte eingesetzt und auf jede Beschwerde mit Hohn und Verachtung erwiedert. Als endlich die Last zur Unerträglichkeit sich steigerte, da ergriffen die Flamänder das letzte, heilige Rettungsmittel der Völker gegen Tyrannen — die Waffen. So begann jener Kampf des kleinen Niederlands gegen das spanische Weltreich, der den größten Dichter der Neuzeit als würdigen Beschreiber gefunden hat. Ueber ein halbes Jahrhundert hat dieser Kampf gedauert, in dem ein kleines Handels- und Gewerbsvolk gegen den mächtigsten Monarchen der Erde, zum Erstaunen der Zeitgenossen, zur ewigen Lehre für die Nachwelt und für alle Völker auf immer ein herzerhebendes, begeisterndes Beispiel, endlich seine Freiheit und Unabhängigkeit errungen. Vergebens bluteten auf Alba's, des spanischen Feldherrn und Statthalters, Befehl an 18,000 flamändische Bürger unter dem Beile des Henkers; vergebens erschöpfte Philipp alle Mittel der Macht: Versprechung, Bestechung, Verfolgung, Lüge und die Schrecken der Grausamkeit; vergebens sandte er Heer auf Heer und Flotte auf Flotte: Fruchtlos waren des Despoten Anstrengungen gegen den eisernen Heldensinn, und Freiheit und Unabhängigkeit waren dessen Lohn und dessen Triumph.

Freilich nicht ohne furchtbare Opfer. Die offenen Provinzen wurden nach mancher verlornen Schlacht von den spanischen Völkern durchzogen, Verheerung war in ihrem Geleite, und Handel, Gewerbe, Künste flohen vor ihren Schritten. Den höchsten Preis hatte Antwerpen zu zahlen; es wurde belagert (1585), fiel nach einer heldenmüthigen Vertheidigung, und der größte Theil seiner Kaufleute flüchtete mit ihren Geschäften in das durch seine Lage geschütztere Amsterdam. Und als im Westphälischen Frieden die Schelde für die Niederlande geschlossen wurde, da stürzte das kaum wiedererstandene Gebäude seines Handelsflors gänzlich zusammen.

Seit dieser Zeit bis Anfang des jetzigen Jahrhunderts blieb Antwerpen mit schwachen Wechseln ein Platz ohne Bedeutung, und die Volksmenge sank allmählich bis auf 40,000 herab. Erst Napoleon, dessen Scharfblick die herrliche Lage Antwerpens für den Welthandel erkannte, faßte und verfolgte den Riesengedanken, aus Antwerpen für sein Continentalreich ein zweites London zu machen und stattete es von neuem mit den Bedingungen aus, die es ihm vermöglichten, allmählich wieder zu erlangen die Größe vergangener Zeiten. Napoleon hat auf die Reinigung der versandeten und unzugänglich gemachten Schelde, auf die Ausgrabung der Bassins und Docks, auf die Erbauung des Arsenals rc. rc. über 60 Millionen Franken verwendet, und wenn er auch nicht vermögend gewesen ist, selbst seinen Plan auszuführen, so wird doch Antwerpen, das die Früchte seiner

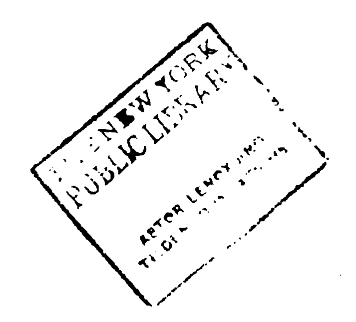
Aussaat ärndtet, ihn immer als seinen größten Wohlthäter zu preisen haben. So Vieles und so Großes, als durch Napoleon für Antwerpen geschehen ist, wäre nie geschehen, am allerwenigsten unter der holländischen Herrschaft, unter welche es, nach dem Sturze des französischen Kaiserreichs, 1815 gelangt war.

Der allgemeine Frieden gab Antwerpen den vollen Gebrauch seiner Kräfte, und schon 1815 klarirten wieder fast 4,400 Schiffe in den anderthalb Jahrhunderte lang verödet gewesenen Hafen ein. Fort und fort nahm Antwerpens Verkehr zu. Er hatte schon den von Amsterdam und Rotterdam, seiner alten Rivalen, überflügelt und sich wieder zum Weltmarkte vom ersten Range gehoben, als die Abtrennung Belgiens von Holland sein Gedeihen von neuem erschütterte. Antwerpen, nun ein belgischer Hafen, sah sich plötzlich ausgeschlossen von der Theilnahme an den großartigen Geschäften mit den holländischen Colonien, und die Holländer, im Besitz der Citadelle und der Scheldemündungen, häuften Drangsal auf Drangsal, und Verluste auf Verluste auf die lange schutzlos gelassene Stadt. Von ihnen wurde das Entrepot in Brand geschossen und es verzehrten die Flammen für viele Millionen Güter. Endlich befreite die denkwürdige Belagerung und Eroberung der Citadelle (1831) durch ein französisches Heer Antwerpen und seinen Strom von den holländischen Drängern, und Belgiens sich riesenhaft entwickelnde Industrie, in Verbindung mit den Vortheilen, die ein das ganze Land überspannendes Eisenbahnnetz, dessen Hauptstrang in Antwerpen endigt, dem Handel gibt, ersetzte reichlich, was es durch die Ausschließung vom holländischen Colonialhandel verloren hatte.

Nach diesem geschichtlichen Ueberblick werfen wir einen in die Stadt selbst. — Den ersten Eindruck, den wir da empfangen, ist das Leben auf Straßen und Plätzen. Ueberall ist Thätigkeit, überall Auf- und Abladen der Waaren, Hin- und Hertragen der Ballen und Geldsäcke; überall eilende Commis und dichte Schaaren von Arbeitern. Alles scheint auf der Flucht, um die entschwindende Zeit zu haschen. Aber auch das architektonische Bild der Stadt selbst ist gar reich und mannichfaltig. Im älteren Stadtkern, der noch den Typus der großen altflandrischen Zeit bewahrt, stehen in breiten, heitern Straßen wohlerhaltene Giebelhäuser, tüchtigen und wohlhabigen Ansehens: theils im ältern Style mit einfachen Streifen, theils reicher mit Heiligenbildern, oder mit mythologischen und allegorischen Gestalten verziert; nicht selten wechselnd mit alt-gothischen Kirchen, oder vormaligen, in Wohnungen umgebauten Klöstern, oder größeren öffentlichen Gebäuden. Bei dieser Alterthümlichkeit (welche sich hier weit großartiger, als in den deutschen mittelalterlichen Städten, z. B. Aachen, Frankfurt, Nürnberg, Augsburg 2c., äußert) ist nirgends Verfall, nirgends Vernachlässigung oder Mangel zu sehen; das Alte ist so wohl erhalten, wie das Neueste, und seine sorgfältige, liebevolle Pflege thut Augen und Herzen wohl. Nichts Winkliches, Kleinliches, Beengendes auch! Geräumige Straßen wechseln mit geräumigen Marktplätzen und hie und da läuft eine Reihe alter Rüstern neben breiten, klaren Kanälen hin. Das Ganze ist ein heiteres, fröhliches Bild, das an

die alten, großen Städte Oberitaliens erinnert. An diesen Kern schließen sich die neuen Straßen und Plätze an, mit modernen Prachtwohnungen, wo der Reichthum sich häuslich eingerichtet, oder weitläufige Fabrikgebäude mit dampfenden Schornsteinen dahinter und im Innern dröhnende, stöhnende Dampfmaschinen. Ueberall aber glänzen elegante Kaufläden, die Magazine der tausendfachen Bedürfnisse der Bequemlichkeit und des Luxus.

Unter den Gebäuden der Stadt zieht uns des Doms dunkle colossale Masse am meisten an, als weltberühmtes Meisterstück altdeutscher Kirchenbaukunst und durch die Kunstschätze, mit welchen die bilderfrohe Frömmigkeit früherer Tage sein Inneres schmückte. Er ist ein Werk des 13. Jahrhunderts, und sein Bau erforderte 88 Jahre. Der 440 Pariser Fuß hohe Thurm ist jetzt der höchste in Europa. Die Malereien machen diese Kirche zu einem Museum, und kaum minder kostbar als die Gemälde sind die Meisterstücke der Holzsculptur an Kanzeln, Betpulten, Chorstühlen ꝛc. ꝛc., von welcher fast alle Antwerpner Kirchen mehr oder weniger Vortreffliches aufweisen. Unter den Domgemälden ist das herrlichste die Kreuzabnahme von Rubens, des Meisters Hauptwerk, das aber leider schnell seinem Untergange zueilt. Rubens selbst ruht, umgeben von andern seiner Werke, in der Jacobskirche, und sein Haus (in der Rubensstraße) wird von der begeisterten Ehrfurcht erhalten, die dem großen Künstler erst kürzlich ein schönes Denkmal errichtet hat. — St. Paul (bei den Dominikanern), St. Andreas, die Augustinerkirche, so wie die Kirche des heil. Antonius von Padua enthalten alle kostbare Werke der flämischen Schule: namentlich viele von Rubens, viele von Van Dyk, Jordaens, Teniers, Franz Floris; auch einige kostbare Bilder der alt-niederländischen, oder van Eyck'schen Schule. — Des hiesigen Museums Bilderschatz hat Weltruf. Nur allein 11 Rubens und 6 van Dyck's bewahrt es; außerdem die schönsten Werke von Franz Floris, Matsis u. a. — Noch zieht im älteren Stadttheile ein gewaltiges, finsteres Gebäude die Aufmerksamkeit jedes Fremden auf sich: der Palast der Hansa, (die Ostrelins), mit seinen massiven Hallen, ein Stück aus Antwerpen's großer Vorzeit. Sodann das Rathhaus, weniger colossal zwar, als die Brüsseler und Genter, aber im heitern gothischen Style; endlich die Börse, das erste Gebäude dieser Art im nördlichen Europa, und das Prototyp aller übrigen. Sie ist im 16ten Jahrhundert gebaut worden, in der Zeit, als Antwerpen der Mittelpunkt des Welthandels war. Damals versammelten sich 6000 Kaufleute täglich in ihren Säulengängen und man hörte da alle Idiome und Sprachen der Erde.


THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

DER HNZELSBERG

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildbn.

Eigenthum d. Verleger



CCCXXXX. Der Inselsberg.

Auf, auf! ihr Freunde! rüstet Euch,
Heut' ist ein goldner Tag;
Wir steigen jetzt die steile Bahn
Zu unserm Inselsberg hinan,
Wer Muth hat, folge nach!

— so hallt es wider aus vergangenen Tagen der Lust beim Blick auf das Bild meines lieben Bergs, den oft erstiegenen; regenbogenfarbig strahlt mir die Jugend in die Seele hinein und ich grüße ihren Geist und bin froh, daß sie sich tüchtig getummelt hat auf der Heimath Berge und Auen und sie keine kopfhängerische gewesen, die dem Schoß des Lebens Saft und Kraft für's reifere Alter vornwegnimmt. Wenn ich daran denke! Mit welcher Gluth sich dort oben die Knabenseele in den Lichtschimmer des Göttlichen tauchte; mit welchem Feuer des Gefühls sie des Schöpfers Herrlichkeit umfaßte, und welche Pläne damals auf dem klaren Bache des Gemüths für die kommenden Jahre schwammen. Ich bin nicht kalt geworden, das weiß Gott; aber frostig ist doch das Gefühl im Vergleich zu dem jener Tage der Inselbergfahrten, deren Erinnerung meine Brust aufthaut, wie wiederkehrender Frühling.

Besonders ist's eine Fahrt, die mir unvergeßlich bleibt. Ich war von Gotha, meiner Vaterstadt, an einem August-Nachmittage noch spät fortgewandert, um auf dem Berge den Sonnenaufgang zu schauen. Als ich nach Waltershausen kam, einem 3 Stunden entfernten Städtchen, (dem auf dem Bilde zu den Füßen des Berges ruhenden), stand die Sonne tief am Horizonte. Hinauf waren's noch 2 Stunden. Cabarz, das letzte Dorf, wurde im Zwielicht erreicht; jenseits aber, in des Waldes Dunkel, überraschte mich die Nacht. Der Wege kundig hatte der wagliche Muth dem Rathe, einen Führer zu nehmen, mit Spott erwidert. — Wohlgemuth tappte ich im Mühlbachthale fort, den Pfad zum Hohensteig zu treffen, der nach der Kuppe führt. Da kamen Kreuzwege und stellten Schlingen, und ich stellte mir die Frage, die man im Leben so oft sich thut: welches ist der rechte Weg? Ich wählte; doch der Muth war hin, und vergeblich pfiff ich mir lustige Stückchen vor. Dunkler und immer dunkler ward es um mich, und trotz meines Ziegenhainers, der mir zum Fühlfaden diente, stolperte ich über Stock und Stein und Baumwurzeln auf dem, wie es mir vorkam, immer enger werdenden Pfade mit jedem Schritte. Endlich

stand ich still und rathschlagte, ob es nicht besser sey, zu bleiben und den Morgen abzuwarten; — da stieg der Mond mit vollem Angesicht über eine Felsenwand herauf. Ich athmete leicht, da ich das Gestirn erblickte, welches mir weiter leuchten sollte, und ich jauchzete auf, als ich ganz in meiner Nähe, im bleichen Schatten, den wohlbekannten, uralten Bergstein glänzen sah, mit der Inschrift: Röthelgeheu, Inselberg. Mit der Gewißheit, den Weg nicht verfehlt zu haben, war auch die Müdigkeit verschwunden, und nicht, um auszuruhen, sondern um die Herrlichkeit der Nacht zu genießen, setzte ich mich am Steine nieder. Die Natur feierte, kein Laut verrieth ein lebendes Wesen, nur die Bäche, die murmelnd von den Bergen nieder in die Gründe wandelten, koseten mit einander, und aus dem nahen Felsenthale kreischten ein paar Uhu sich Frage und Antwort zu. Ueber mir ragten Felsblöcke, wie wunderliche Riesen, um mich schaukelten thurmhohe Tannen ihre Häupter und lange Schatten tanzten gespenstige Reigen. Keine Furcht kam in mein junges Herz; aber unwillkührlich zog mich's nieder auf die Kniee; — — und ich zähle jene Augenblicke zu den seligsten meines Lebens.

Nach dem Beerberg und dem Schneekopf ist der Inselberg der höchste Gipfel des Thüringer Waldgebirgs, und unter allen seinen Bergen derjenige, welcher sich durch seine malerische Gestalt am meisten auszeichnet. Er bildet auf dem Nordwestende jenes Gebirgs (von den Städten Gotha, Eisenach, Schmalkalden gleichweit und 4 Stunden entfernt und den Mittelpunkt ihres Dreiecks ausmachend) eine abgerundete Kuppe von großer Basis, deren steil abfallende Seiten bis zum Scheitel bewaldet sind. Die Masse des Bergs ist Granit, welchen der Porphyr überlagert. Ich zweifle nicht, daß des Berges ursprünglicher Bau einst weit höher aufragte; denn rundum thürmt sich Schutt, Geschiebe und Gerölle an seinem Fuße und seine Trümmer füllen ganze Thäler aus. Seine jetzige Höhe über der Meeresfläche ist gegen 2900 Fuß.

Queer über die oberste, baumfreie Fläche laufen die Ländergrenzen von Gotha und Kurhessen hin, und auf gothaischer Seite steht ein achteckiges Haus, dessen Oberstock einen heizbaren Salon enthielt, von dem man sonst die schönste Aussicht in ganz Central-Deutschland, geschützt vor der scharfen, oft stürmischen Zugluft, ganz bequem genießen konnte. Die jetzige Regierung hat nichts gethan, das Haus, das schon um seines Erbauers, Herzogs Ernst des Frommen willen, Erhaltung verdiente, vor dem Verfall zu schützen. Ein paar hundert Schritte weiter unten, in einer geschützten Lage, steht das Wirthshaus, Stube, Kammer und Stall im engen Raume fassend, wo im Sommerhalbjahr, von Ostern bis im October, die Schaaren der Reisenden Obdach und Erfrischungen finden. In einem kleinen Garten daneben wird manchmal etwas Gemüse gezogen. Im Winter, der hier oft 7 bis 8 Monate dauert (selbst im Hochsommer fällt zuweilen Schnee, und zu keiner Jahreszeit wird man eine wohlgeheizte Stube überflüssig finden), ist das Haus unbewohnt.

Es vergeht fast kein Tag im Sommer, der dem Berge nicht auf einem oder mehren Pfaden eine Schaar Wanderer aus Nah und Fern zuführte, und an schönen Tagen häuft sich die Zahl derselben wohl so, daß man nicht sicher ist, ein Plätzchen auf der Streu zu finden, wenn man oben übernachten will, um das Schauspiel des Sonnenaufgangs zu genießen. Daß ein heiterer Himmel den Zweck der Fahrt begünstigen müsse, leuchtet ein, und es ist, bei der Unbeständigkeit des Gebirgsklima's, der Fall recht oft (wie ich selbst mehrmals erfuhr), daß der Reisende seine Hoffnung getäuscht und sich vom nässenden Nebel eingehüllt sieht, der ihn jeglicher Aussicht beraubt. Vorzüglich gilt dieß vom Sonnenaufgang. Es gehört schon Glück dazu, Alles günstig zu finden. Doch ist die Scene auch so prachtvoll, daß es des wiederholten Versuchs, zu seinem Genusse zu gelangen, wohl werth ist. In der Zeit des längsten Tages dauert die Dämmerung auf dieser Höhe so lange, daß man noch um 11 Uhr im Freien lesen kann, und ehe die allerletzten Spuren des Abendroths im Westen verschwunden sind, zucken schon im Osten die ersten Strahlen des Morgenroths. Wird aber auch der Reisende in der Hoffnung, den Sonnenaufgang zu sehen, getäuscht, so wird er doch gemeinlich in andern Erscheinungen Ersatz erhalten, welche ihn in der Tiefe nie erfreuen. Oft kann er auf dem Gipfel im Sonnenschein wandeln, während die Wolkenwelt wie ein endloses, vom Sturm bewegtes Meer zu seinen Füßen wallt. Er steht dann gleichsam auf einer Insel, entweder ganz abgeschnitten von der übrigen Welt, oder von ihr nichts erblickend, als einzelne Bergkuppen, die, kahl, oder bewaldet, oder mit Ruinen gekrönt, ebenfalls Eilanden gleich, aus dem Ocean emporragen. Dann und wann zerreißt wohl seine Fläche, und wie am Boden eines ungeheuern Schlundes, werden einzelne Punkte der Unterwelt — Dörfer, Städte, Wälder, Felder — sichtbar. „Alles übertrifft aber ein Gewitter, das tiefer sich über die Erde hinwälzt, und die sich durchkreuzenden Blitze und das Rollen des Donners unter den Füßen des Staunenden gewahren läßt." Auch der Untergang der Sonne ist ein Schauspiel, das tausende von Besuchern alljährlich nach dieser Höhe lockt, zumal dann herrlich, wenn man die Zeit wählt, wo nicht lange nach dem Verschwinden der Feuerkugel des Tags die volle des Mondes im Osten hervorkommt. „Niemand kann sagen, daß er die Schöpfung von ihrer erhabensten Seite kenne, wenn er noch nicht eine schöne Sommernacht auf einem solchen Berge verlebte, wo er den weiten Himmelsbogen mit Millionen Sternen prangen, und den Glanz des Vollmonds nicht in den Flüssen und Seen der schlafenden Erde sich spiegeln sah. Das Alles folgt dem Untergange der Sonne; — nach deren Aufgang entschleiert sich zwar die Natur, aber das Alltägliche, das oft Erlebte kehrt zurück." —

Die Aussicht von diesem Gipfel gehört nicht blos zu der schönsten in Deutschland, sondern auch zu den ausgedehntesten; ja, in vielen Richtungen sind die Grenzen des Gesichtskreises kaum zu bestimmen. Das Pläckner'sche „Panorama" zählt 1039 benamte, bei günstiger Atmosphäre und hellem Himmel mit unbewaff-

netem Auge erkennbare Punkte auf: Städte, Flecken, Dörfer, Weiler, Seen, Schlösser, Ruinen ꝛc. ꝛc. Nur in Südost ist der Blick durch ein paar höher aufsteigende Gipfel des Gebirgs — Schneekopf und Beerberg — beschränkter.

CCCXXXXI. Der Pass von Pancorvo in Spanien.

Nicht die Breite und Tiefe des Stroms ist es, was den Ebro zum stärksten Bollwerk des spanischen Staats von jeher gemacht hat; sondern die eigenthümliche Terrainbildung seiner Ufer. Das Thal des Ebro stellt einen tiefen Einschnitt durch das Gebirge vor, der fast von einem Meere zum andern reicht. Ostwärts von diesem tiefen Stromthale sind öde, unfruchtbare und menschenleere Gebirge, nur an vier Punkten durch tiefe Querthäler durchschnitten, welche wegsam sind, und diese machen für eindringende Heere den einzigen praktikabeln Zugang zum innern Spanien aus. Da, wo diese fruchtbaren, leicht zu vertheidigenden Defileen auf das Ebrothal stoßen, werden sie durch starke Festungen vertheidigt; durch Tortosa im Süden, durch Saragossa und Tudela im Centrum und am obern Ebro durch Miranda.

Letzterer Ort beherrscht den Paß von Pancorvo, den Schlüssel zu den nördlichen Provinzen. Er ist der stärkste aller, und Wellington, der im Unabhängigkeitskampfe den Marschall Soult jeden Zoll breit Raum mit Strömen Bluts und Wunder der Tapferkeit abrang, nennt ihn die Thermopylen Spaniens.

Riesenhafteres hat die Felsennatur auf der Erde nicht, als dieser Paß in seinen vielen Windungen durch das senkrecht zerschnittene Gebirge zeigt. Tausend Fuß hoch und höher ragen die Felswände empor, und kein Baum, kein Strauch, keine Schlingpflanze verhüllt oder mildert ihr furchtbares Antlitz. Selbst der Boden, zu dem fast nie ein Sonnenstrahl dringt, ist vegetationslos. Dann und wann wird eine Seitenschlucht sichtbar; doch nur um das Furchtbare zu vermehren: denn sie sind die verrufenen Schlupfwinkel von Banditen und Guerillas, und jene Stellen nur zu häufig der Schauplatz, wo Mord und Raub ihrer Opfer lauern.



DER PASS VON PANCORVO
in Spanien

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildbh. | Eigenthum d. Verleger



HAVANNAH

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildburgh.

Eigenthum der Verleger.

CCCXXXXII. Die Havannah.

Der Europäer, der, aus der nordischen Heimath kommend, in den westindischen Gewässern zum erstenmale Amerika erblickt, wird tief ergriffen. Aufgethan sind vor ihm die Pforten einer neuen Welt, und, wie Einer, der, eingetreten in die Propyläen eines Tempels für fremden Glauben, mit wortlosem Erstaunen neue Symbole der Gottheit sieht, sieht er sich umgeben mit den Zeichen einer andern Schöpfung. Ehe noch die Inselgestade mit ihren Vorgebirgen und Landspitzen, und ihren blauen Höhen und rauchenden Wäldern am Horizonte schimmern, weht ihn der Hauch eines fremden, jugendlichen Lebens an. Er denkt an Columbus und fühlt nach die Seligkeit des Entdeckers. So dunkelblau und glänzend, so wolkenlos und heiter wölbt der Himmel sich nur an den höchsten Festtagen der Natur über eine europäische Landschaft, und eine so milde, belebende, mit Wohlgerüchen angefüllte Luft wie der Athem des westindischen Landes, haucht niemals das Ufer der Heimath. Dazu das tropische Meer, durchsichtig bis zum Grunde und lichtblau wie Sapphir, spiegelglatt, oder mit pulsartiger, sanfter Wellenbewegung, von tausend Geschöpfen belebt, die das Auge des Beobachters fortwährend beschäftigen und unterhalten. Welcher Kontrast dieses Meeres mit dem öden, ernsten nördlichen Ozean, der unter dem Schatten grauen Gewölks seine Wogen dahinwälzt! Schneidender noch wird der Gegensatz, vergleicht man das Land beider Zonen. Die ärmsten westindischen Küsten sind blühende Gärten, verglichen mit dem sandigen Strande oder den unwirthlichen Felsufern des europäischen Nords.

Der Weg, den die Schiffe aus Europa nach der Havannah nehmen, geht durch das Inselmeer der Lucayen. So lang die Fahrt auch ist, so wird sie doch nie langweilig; denn es tritt mit jeder Stunde ein anderes Eiland, mit jeder Minute eine andere Scene vor's Auge. Bald erscheint ein Cap, bald öffnet sich eine weite Bucht, bald winken Dörfer und Plantagen von den lachenden Küsten und steigern das Verlangen des an Bord gefangenen Reisenden nach Land und Freiheit zur unbezwinglichen Sehnsucht. Auf die Lucayen folgt die tausendinselige Bahama-gruppe. Ist sie durchsegelt, so thut noch einmal der Ozean sich auf. Nur zuweilen, am fernsten südlichen Horizonte, erscheint ein hohes Vorgebirge wie ein schimmerndes Wölkchen, das hervorkommt, eine Zeitlang sichtbar bleibt und wieder verschwindet. Es ist die Küste von Cuba. Auf lange Zeit bleibt sie ferne; erst im Meridian von der Havannah — der Reise Ziel — ändert das Schiff seinen Lauf und steuert gerade auf das Land zu. Die Formen

desselben fangen nun an, sich zu enthüllen. Was anfänglich als schwache, unbestimmte Contur am Horizonte zu erkennen war, tritt von Stunde zu Stunde bestimmter vor's Auge; allmählich erhält auch das Bild Tiefe, Hintergrund und Rahmen. Blaue Bergketten im Innern der Insel erheben sich, schlängeln sich malerisch in der äußersten Ferne hin, und die Terrassenstufen der Landschaft werden kenntlich. Ein Leuchtthurm tritt hervor; das Thor des schönsten Hafens der neuen Welt wird sichtbar, und hinter einem Mastwald glitzern die goldenen Kreuze der Thürme von Havannah. Die Einfahrt in die prachtvolle Bay ist zwar enge, aber ganz gefahrlos. Zuerst fesseln die ungeheuern Forts, die von beiden Seiten den Hafen beschützen, Morro und Cabana; bunte Fahnen wehen von ihren Bastionen, in welchen die Geschütze vom schwersten Kaliber in drei Reihen über einander stehen. Das ganze Ufer ist geharnischt; das Meer ist gleichsam umgürtet mit Batterien, die zusammen 800 Feuerschlünde zählen. 60 Millionen harte Piaster hat Spanien auf diese Werke verwendet; und doch wurden sie 1763 von den Britten genommen. Im Hafen liegen immer eine große Menge Schiffe, gemeinlich 800 bis 1000, vor Anker; man trifft die Flaggen aller Nationen an, am zahlreichsten die amerikanische und spanische. Mitten unter dieser Friedens-Flotte voller Leben und Gewühl rasten die ernsten und hohen Thürme des spanischen Kriegsgeschwaders, drohende Blicke aus hundert ehernen Augen umherwerfend, und tausende von bedeckten Barken und Booten liegen theils an den stundenlangen Kayen, theils durchkreuzen sie die Fluthen in allen Richtungen oder drängen sich zwischen den größern Fahrzeugen umher. — Man landet. Man eilt in die Stadt, mit den Erwartungen, die man von einer europäischen Haupt- und Handelsstadt von 150,000 Einwohnern (so viele zählt jetzt Havannah) mitgebracht und — findet sich getäuscht. Alles ist herrlich in diesem tropischen Lande, nur die Städte nicht, wo sich die Menschen zusammengebaut. Auch das stolze Havannah macht keine Ausnahme. Die Straßen der eigentlichen Stadt sind gar enge, unregelmäßig, schmutzig, größtentheils mit Holz gepflastert, erfüllt von Menschen vieler Farben und Schattirungen. Doch sind alle geschäftig, alle scheinen zufrieden und behaglich. An Sonntagen zumal, wo sich Alles schmückt und herausputzt, die Farbigen so gut, wie die Weißen, macht die Bevölkerung ein äußerst heiteres Gemälde; denn da hier nicht, wie in den sclavenhaltenden Staaten des Festlandes, eine Kleiderordnung besteht, die die Raçen und Tinten scharf von einander scheidet, so stolziert die putzsüchtige Creolin so gut im Schleier und seidenem Kleid umher, als die Tochter des europäischen Kaufmanns. Die Soldateska, die sehr zahlreich ist, brillirt durch ihre reichen Uniformen und ihr gutes Aussehen. Statt der unansehnlichen Rothhäute in den knappen Uniformen, wie man sie in Mexiko und Südamerika findet, sieht man hier Soldaten, die als Eliten der spanischen Armee gelten dürfen.

Durch seine Lage, welche es zur Beherrscherin der beiden Einfahrten in den mexikanischen Meerbusen macht, durch seine Festungswerke und seine natürliche Stärke, durch die Vortrefflichkeit des Hafens, der alle

Flotten der Welt aufnehmen könnte, durch seinen Reichthum und seinen unermeßlichen Handel, wird Havannah zum wichtigsten Punkte nicht nur Westindiens, sondern selbst, in gewisser Beziehung, für den ganzen Erdtheil. Aus einer vollkommenen Handelsfreiheit und einer schon seit einem Menschenalter bestehenden, klugen Verwaltung, hat sich hier ein unglaubliches Gedeihen und Fortschreiten entwickelt, und seine Segnungen über alle Theile der Insel ausgestrahlt. So ist es gekommen, daß, in seiner jetzigen Blüthe, Cuba allein dem Mutterlande reichlich ersetzt, was es durch den Verlust seiner unermeßlichen Besitzungen am festen Lande Amerika's einbüßte. In der That hat die Havannah jetzt eine größere Ein- und Ausfuhr, als die sämmtlichen spanischen Colonien vor 40 Jahren. Man schätzt den Verkehr auf mehr als 40 Millionen Piaster. Die Zuckerausfuhr Cuba's, welche vor 80 Jahren 13,000 Kisten betrug, ist jetzt 400,000 Kisten oder 160 Millionen Pfund; die des Kaffees stieg auf 70 Millionen, und zwei Drittel dieses enormen Geschäfts ruht in Havannah's Händen allein, das über ein Drittel des gesammten Zuckers und Kaffees, den Europa verbraucht, verschifft. Die Zahl der jährlich hier landenden, größern Fahrzeuge übersteigt oft 2500.

Erklärlich ist darum auch die außerordentlich große Menge von Fremden aus Europa, den Vereinigten Staaten und Mexiko, die man zu jeder Jahreszeit hier antrifft. Neben solchen, welche Handelszwecke hierher führen, ist die Havannah das Stelldichein aller Abenteuerer der neuen Welt, die ihre Chevaliers d'Industrie so gut hat, wie die alte, nur mit dem Unterschiede, daß sie in der That Häute von allen Farben an sich tragen. Der größte Theil dieser wandernden Bevölkerung, der wohl an die 10,000 steigt, äfft hier um die Wette, so weit es das Klima erlaubt, die Sitten und Gebräuche der großen Städte Europa's nach. Die Sitten sind lax und Sardis war in der alten Welt nicht verrufener, als es in der neuen Welt die Havannah ist; doch, wenn auch die Regel gelten mag, so hat sie doch der Ausnahmen auch viele. In der That treten hier alle Abstufungen der Sitten, von der äußersten Rohheit bis zur höchsten Politur und Geschliffenheit, grell hervor, und wenn man auf jedem Schritte Dreistigkeit, Bosheit und sittliche Verdorbenheit begegnet, so wird der Beobachter auch eine Masse von Biederkeit und ehrenfestem Wesen nicht vermissen. Der Intrike, Verstellung und Falschheit gegenüber zeigt sich auch Treuherzigkeit und Uneigennützigkeit. Im Ganzen ist die Havannah besser, als ihr Ruf. Die weibliche Welt, namentlich in den höhern Kreisen, vereinigt mit großen körperlichen Reizen (nirgends trifft man zierlichere Formen an) eine Seele voll Anmuth, Zartheit und tiefes Gemüth. Die Damen sind leidenschaftliche Verehrerinnen der Musik, und Konzerte sind ihre Erholung. Gastfreundliche Aufnahme in Familienkreisen ist jedem gebildeten und gut empfohlenen Fremden hier gewiß.

Das Klima in der Havannah ist nur in der heißen Jahreszeit ungesund; dann aber auch unerträglich und für den Neuankömmling zumal gefährlich. Die Gerüche und Miasmen sind dann so, als wäre die ganze Stadt

eine Kloake. Die gefürchtetsten Feinde der Europäer sind die schwarze Brechsucht und das gelbe Fieber. Letzteres zeigt sich jeden Sommer, und wer es vermag, flieht dann hinaus auf's Land oder sucht die reichen Kaffeepflanzer in ihren irdischen Paradiesen auf. Dort, wo eine balsamische, frische Gebirgsluft von den blauen Höhen herabweht, unter dem Schatten der Palmen und der Lauben von würzigen Mango's ist das Leben der Menschen vor den Klauen des Todes wenigstens eben so sicher, als in einer Villa der Schweiz oder des Comersees.

Diese so gepriesenen Landsitze, die Cafetala's, nehmen sonnige Gelände in Thälern und Gründen ein, welche die Bäche durchrauschen, die von den nahen Gebirgen in Menge herabströmen, um nach kurzem Laufe das Meer zu suchen. Ein solches Gut hat rundum eine Einfriedigung, gewöhnlich aus einer mit Blüthen oder nutzbaren Früchten beladenen Hecke bestehend, durch welche ein geschmackvoll gearbeitetes gußeisernes Gitterthor auf eine der vier, die Pflanzung kreuzenden Hauptalleen führt. Fruchtbäume, ausgezeichnet durch Glanz des Laubes und breite, schattige Kronen fassen diese Gänge ein: Mangos, beladen mit saftigen Früchten; Arogados mit dunkelgrünen, breiten Blättern; Mamoneen mit großen, zimmetbraunen Aepfeln, und viele andere Bäume, die durch Schönheit ihrer Form, oder durch Frucht, oder durch Blüthe die Aufmerksamkeit des Neulings fesseln. Die Luft ist mit Wohlgerüchen erfüllt, Goldkäfer und Tagfalter in den glänzendsten Farben, des Schutzes gegen die tropische Sonne sich freuend, gaukeln zwischen den Bäumen umher, oder sitzen saugend an den zuckerreichen Mangos; harmlose Eidechschen spielen auf dem Wege, oder klettern behende an den Baumstämmen hinan, bald smaragdgrün glitzernd, bald in den Farben des Regenbogens schillernd. Zu beiden Seiten der Hauptalleen blickt man durch die unabsehlichen, schnurgeraden Reihen der zierlichen Kaffeebäume, die zur Zeit der Reife im Rothe ihrer Beeren glänzen. Sie werden sorgfältig im Schnitt gehalten und man läßt sie nicht über 8 Jahre hoch treiben. Es tragen die aus der Baumschule gepflanzten jungen Bäume gemeinlich schon im nächsten Jahre, im zehnten geben sie die reichste Ernte, im zwanzigsten werden sie abgehauen und durch neue ersetzt. Eine große Cafetala hat 2 bis 300,000 Bäume auf einem Raum von höchstens 800 Morgen, und in guten Jahren gibt die Ernte einen Erlös von 80 bis 120,000 Gulden. Am Ende der perspektivischen Hauptallee breitet sich der Patio aus, ein Viereck von einigen hundert Schritten im Durchmesser, eingefaßt mit Beeten voll duftender Ziergewächse, oft auch mit Hecken der immerblühenden Rose, welche hier vortrefflich gedeiht. In der Mitte des Patio erhebt sich ein Gebäude von zwei Stockwerken, nach Maaßgabe des Reichthums des Besitzers zierlich oder großartig im Aeußern, immer zweckmäßig und bequem, oft sehr geschmackvoll im Innern eingerichtet, einladend durch das Ansehen von Ruhe, Reinlichkeit und Kühle. Das Haus ruht auf dicken Pfeilern, zwischen welchen die Luft frei zirkulirt. Der Oberbau besteht ganz aus Holz. Seit einigen Jahren werden diese Häuser fabrikmäßig und von den gefälligsten Formen in den Vereinigten Staaten gefertigt, und, zerlegt, zollfrei eingeführt

Wegen des enorm hohen Werthes der Menschenarbeit auf Cuba hat man dabei noch großen Gewinn. Reiche Pflanzer wechseln ihre Häuser alle fünf bis zehn Jahre mit neuen Wohnungen.

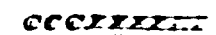
Breite und schattige Veranda's, auf denen tropische Prachtpflanzen in Porzellainvasen duften, umgeben jedes Stockwerk, und die Wände der Sommerseite sind gemeinlich übersponnen mit persischem, immerblühenden Jasmin, dessen Wohlgeruch, zumal des Nachts, so gewaltig ist, daß er betäubt. Glänzende Lackfarben decken die Wände der Zimmer, alle Fußböden sind parkettirt und gebohnt. Ameublement, Schmuck und Geräthe sind größtentheils englisch; mit sybaritischer Weichlichkeit ist für jegliche Bequemlichkeit gesorgt. Sämmtliche Zimmer sind hoch und luftig, und mit eben der Sorgfalt, mit der man in deutschen Wohnungen die Zugluft abzuhalten strebt, sucht man sie hier zu begünstigen. Die zahlreichen Jalousieen und durchbrochenen Flügelthüren führen solche in reichlichem Maaße herbei, und was im unfreundlichen Norden ein sicheres Mittel wäre, seine Gesundheit zu verlieren, dient hier, sie zu erhalten. In den Ecken jedes Zimmers stehen auf hohen Gestellen große, elegant geformte Gefäße von einem porösen Sandstein, der das hineingegossene Wasser tropfenweise durchsickern läßt, und eisig-kühl nehmen es andere Gefäße auf. Man könnte in der That den Herrn eines solchen Hauses, welcher inmitten einer so schönen Natur, unter dem blauen Tropenhimmel, im Genusse seine Tage verlebt, glücklich preisen, wenn man darauf verzichtete, die Rückseite des Bildes zu schauen. Aber umgeht man das Haus, — so ist die Illusion verschwunden, und das Gespenst der Negersclaverei tritt in die Scene wie ein arger, finsterer Geist. Da stehen die niedrigen, elenden und schmutzigen Hütten der Afrikaner, mehr Viehställen als menschlichen Wohnungen gleich, in langen Reihen; vorn steht das Haus des Aufsehers, mit dem gefürchteten Platze, wo die Sclaven ihre Züchtigungen für Vergehen oder Versehen erhalten, oder solche, welche ihnen die Marterlust und Laune ihrer despotischen Herren diktiren.

Die Zuckerpflanzungen auf Cuba haben viel weniger Einladendes, und der idyllische Reiz der Cafetala's geht ihnen gänzlich ab. Die unübersehlichen Felder des sechs bis neun Fuß hohen Rohrs erscheinen beim ersten Blick wie ausgedehnte Rohr-Sümpfe; sie beschränken die Aussicht und ermüden durch ihre Einförmigkeit. Nach der Erndte zumal, wenn die zurückgelassenen und vertrockneten Blätter zur Düngung des leicht erschöpften Bodens angezündet werden, und die weiten Enden mit halbverbrannten Strunken und Aschenhaufen bedeckt sind, haben sie das traurige Ansehen der Oede und Verwüstung. Zwar ist die Menge der Gebäude schon darum größer, weil die Fabrikation viele Räume erfordert, und Luxus herrscht in den Wohnungen der Pflanzer hier wie dort; allein der landschaftliche Reiz geht ihnen ganz ab, und auch die Sclaverei tritt uns hier, wegen der sehr harten und in den Zuckermühlen Tag und Nacht fortgehenden Arbeit, in der empörendsten Gestalt entgegen: denn die Anstrengung wird vom armen Neger nur durch gemehrte Strenge abgezwungen, und die Peitsche schwingt

sich fort und fort über die schwarzhäutigen Brüder. Weiter in's Land hinein hören die Zuckerpflanzungen auf, und in den fernen Hügel- und Gebirgsstrichen tritt der Tabacksbau an ihre Stelle. Der Taback gedeiht auf frischgerodetem Waldboden am besten. Sein Anbau ist größtentheils in den Händen jener nomadenartigen Neu-Ansiedler, die von einem Striche zum andern weiter ziehen, unbekümmert, wer auf sie folgen möge. Im Innern von Cuba sieht man Haufen von solchen vagabundirenden Colonisten, wie sie, mit der Brandfackel bewaffnet, die herrlichsten Waldungen angreifen und weite Strecken niedersengen, um eine Pflanzung zu gewinnen, die sie öfters nach einer kurzen Reihe von Erndten wieder verlassen. Dieses verwüstende Verfahren einer räuberischen Agricultur hat, obschon durch die Gesetze beschränkt, noch immer nicht aufgehört, und weite Ländereien zu dürren Halden umgeschaffen; denn der Urwald wächst nicht wieder empor. An die Stelle der kräftigen Waldbäume treten, sobald sich der Colonist entfernt hat, Gestrüpp und Buschwerk und dürres Gras. Die schönen Wälder Cuba's sind in der Nähe der Ansiedelungen ganz verschwunden, und über Holzmangel und Holztheuerung hört man in der Havannah und in allen größern Städten des Eilands laute Klage.

Eine merkwürdige Physiognomie hat eine andere Gegend des Landes. Es ist ein sechzig Stunden langer Landstrich, nordwärts von der Hauptstadt; theils Privaten, theils der Krone angehörend. Es ist das Land der Hirten und ihrer Heerden. Die Privatbesitzungen sind da sehr ausgedehnt, und manche Hacienda faßt mehre Quadratmeilen, obschon die eigentliche Niederlassung, der Meierhof (Potrero), kaum den hundertsten Theil einnimmt. Diese Höfe, die weit auseinander liegen, sind das ächte Bild stiller, ländlicher Zurückgezogenheit. Durch ihre Baumgruppen, ihre Durchsichten und ihr frisches Grün erinnern sie an die Parks unsers Welttheils, nur mit dem Unterschiede, daß hier der Mensch Alles thun muß, was dort die Natur allein hervorbringt. Umsonst aber würden die Versuche der Kunst seyn, mit europäischen Bäumen eine Dekoration hervor zu bringen, wie sie dort die Königspalme gibt, die in größeren und kleineren Gruppen alle Potrero's umgeben. Ausgewachsen steigt sie über hundert Fuß senkrecht empor, eine Krone von glänzend grünen Blättern tragend, und darunter blinken in dicken Büscheln die korallen-farbenen Früchte. Diese Palme baut mit ihrem Holze dem Gutsbesitzer die Häuser und deckt sie mit ihren Blättern; ihre Früchte und ihr Mark nähren das Vieh, und ihr Bast gibt ihm, was er an Stricken bedarf. Neben solchen Baumriesen erscheint das zehn Fuß hohe Gras kaum größer, als das unserer Wiesen unter Erlen. Ueber jeden Bach aber wölben sich Dalbergien, schönbelaubte Bäume, mit den Blüthentrauben der rothen Akazie unserer Gärten. Eine Hütte mit niedrigem Palmendach, ohne Fenster, genügt in diesem Paradiese dem Reichsten, und wenn nicht europäisches Machwerk, Kleider, Stoffe und Geräthe, an die alte Welt und seine Civilisation erinnerten, so könnte ein solcher Caballero im Kreise seiner Knechte, umgeben von den zahlreichen Heerden, an den Zustand der Patriarchen des alten Bundes erinnern.





Stahlst. v. H. Emden. Frfrt a/m

ITHALICA

CCCXXXXIII. Italica bei Sevilla.

Italica bei Sevilla: diese Namen stehen bei einander, wie Leben und Tod, Hoffnung und Täuschung, Aufbau und Verwüstung. Wie alle Contraste in der That nur scheinbar sind und sich auflösen in ein verwandtschaftliches Berühren der Enden einer Kette — so geht es auch mit diesen. Das zweite Leben ist eine nothwendige Folgerung des ersten, und wo wird es geboren? im Grabe, und seine Wehmutter ist der Tod. Wo wohnt die Täuschung? wo die meiste Hoffnung wohnt; dort in den bunten, lichten Luftschlössern, die ein Jeder sich baut, und dort auf der Himmelskarte unserer Wünsche und Erwartungen ist ihr eigentliches Reich. Herrlichkeit und Graus, Aufbau und Verwüstung — eins wird ja durch das andere bedingt. Wenn Sternentrümmer im Weltenraume kreißen, müssen Welten vorher ihr Sterbeglöckchen läuten, und jeder Schutthügelkette muß ein früheres Zerschlagen eines Gebirgs voraus gehen. In den starren Leichnamen der todten Völker regen sich die Embryonen neuer Nationen, ohne das Kind wäre nicht der Greis, und so — im umgekehrten Sinne — bauete Sevilla sich aus Italica's Scherben auf. — Darum laßt immerfort die Todtenglocken läuten über alles Irdische — es ist ja doch am Ende nur ein Kirchenläuten vom Thurme auf dem Tempel der Ewigkeit. —

Sevilla ist nicht blos die erste und schönste Stadt Andalusiens, sondern auch die lieblichste und heiterste Stadt in ganz Spanien; die Stadt, in der sich andalusisches Leben in seiner ganzen Fülle und Innigkeit entfaltet, und von der die Alten schon sagten, sie habe die Wonne und Lust des goldenen Zeitalters bewahrt. Schon haben wir an anderer Stelle *) bei hellem Sonnenlichte in den Spiegel ihres Lebens geschaut; hier nur ein paar breite Pinselstriche noch, gerade genug zu einem rembrandtesken Clair-Obscur! — Denkt euch Sommernacht, Sternenhimmel, hellerleuchtete Straßen, Menschenwogen überall, schäkernd, lachend und voller Lust. Offen stehen die Thore aller Häuser, in jedem Thorweg lebt's, in jedem Potio (Hof mit Säulengängen) hängen bunte Lampen; die ganze Stadt ist wie ein Festsaal, über dem das Firmament sich als Decke wölbt. Seht, für diese Potio's,

*) Universum, IV. Bd. S. 86. V. Bd. S. 116.

den Schmuck Sevilla's, und ihre tausend Säulenhallen, gab Italica den Stoff. Alle sind mit Marmorplatten gepflastert, und in ihrer Mitte springt kühlendes Wasser und fällt in ein Bassin zurück, in welchem Goldfische schimmern. Blühende Blumen in Töpfen auf Fußgestellen prangen zwischen den Säulenbögen, duftende Sträucher ranken an den Hallen hin; Bäume des Südens, Citronen und Orangen, füllen gruppenweise die Winkel aus, und mitunter ragt eine schlanke Palme mit ihrem Kronenrund hoch über die Dächer auf. Ist der Abend zumal ein Festabend, dann ist in jedem Hofe Gesang und Guitarrenklang, und zwischen den Wasserstrahlen, Blumengewinden, Marmorsäulen und Baumgruppen gaukeln anmuthige Gestalten umher. Es hat ein solcher Anblick in der That was Zauberisches, Feenhaftes, und macht die Schilderungen arabischer Mährchenerzähler gleichsam wahr. Dies Leben dauert bis Mitternacht; dann schließen sich hie und da die Thorwege, Gruppen und Parthieen trennen sich vom Gewühl auf den Straßen und Plätzen ab, man hört sich gute Nacht wünschen, die Hausthüren knarren, die Riegel schieben; Glanz und Lichter erlöschen; der Feuer-Schein, der die ganze Stadt wie mit einem Nimbus umgibt, wird matter; nur dann und wann kommt noch eine dicke Menschenwoge daher, einer Musikbande folgend, die irgendwo einem gefeierten Manne eine späte Serenade bringt. —

Zwei kurze Leguas von diesem Schauplatz des Lebens ist die öde Grabesstätte Italica's — Italica's, wo noch vor einem Jahrtausende ein Leben blühete, viel größer und herrlicher noch, als das ist, was wir eben betrachteten. Von der Größe der alten Stadt kann man sich einen Begriff machen, wenn man erfährt, daß sie 7 spanische Leguas (etwa 12 Stunden) Umfang hatte, und von ihrer Pracht, wenn man weiß, daß viele Jahrhunderte hindurch der architektonische Schmuck, nicht nur für Sevilla, sondern auch für die Klöster, Schlösser und Städte auf 20 Meilen in der Runde ihren Trümmern entnommen wurde. In Sevilla allein sollen über 30,000 Säulen dem alten Santiponce gehören, wie das Volk, Italica's Namen vergessend, die Trümmer genannt hat.

Wandern wir hinaus zu seiner Stätte! Durch die blühende Thalebene des Quadalquivir geht der Weg. Rechts und links stehen prächtige Klöster von Strecke zu Strecke, wohl vier oder fünf. Marmor ist ihr Baumaterial, und tausende von Bruchstücken, von Inschriften, Ornamenten 2c. 2c. lassen ihren Ursprung deutlich erkennen. Diese großen Behausungen des beschaulichen Nichtsthuns sind von ihren Insassen verlassen, die Zellen sind leer, kein Mönch lustwandelt mehr unter den schattenden Palmen, und nur ein Pächter der Grundstücke wohnt bescheiden in einer Ecke, bis ein Käufer sich findet, der herausbricht, was Metallwerth hat, und das Uebrige der Zeit und dem Wetter, Fledermäusen und Eulen überläßt, welche das Verwüstungswerk vollenden. Schauerlich hallen des Besuchenden eigene Fußtritte in den hohen Räumen dieser Klosterpalläste wider, die der Nation Millionen zu erbauen kosteten, und welche sie jetzt zu so viel hundert Piaster verkauft.

Das letzte Kloster steht bereits auf der alten Stadt. Ihre Stätte bildet eine Stufe von Schutt, welche 10 bis 25 Fuß sich über die Fläche erhebt. Keine einzige hohe Trümmer gibt Zeugniß von der alten Pracht, nur hier und da ragt das Fragment einer Mauer wie ein Felsstück aus dem Boden. Wo Italica gestanden, stehen jetzt mehre Dörfer, weite Saatfelder grünen, und hundertjährige Olivenhaine nehmen den Raum ein, wo die Tempel und Palläste prangten. Alle Gebäude der Flecken, Dörfer und Weiler der Gegend sind aufgerichtet aus Trümmerwerk. Da sieht man den Stumpf einer schönen, antiken Marmorsäule als Thürpfosten benutzt, ein Stück vom Friese eines Pallastes als Spülstein, kostbare Inschriften, auf welchen man die Thaten großer Männer zu verewigen gedachte, machen das Pflaster aus vor dem Eingange gebrechlicher Hütten, oder dienen dem Bauer zur Ruhebank, und marmorne Säulenkapitäler schirmen als Schutzsteine gebrechliche Thore von Holz, oder die Ecken der Häuser. Noch vor 200 Jahren waren die Ruinen so herrlich, als die des alten Palmyras. Die ganze Ebene war damals mit Marmor-Fragmenten bedeckt, und einzelne imposante Reste von Tempeln und Theatern trugen noch über der Fläche ihr Haupt. Seitdem ist Alles weggeschleppt worden, größtentheils nach Sevilla, und aus den kleinern Bruchstücken brannten die Ziegler der Gegend Mörtel. Das einzige Gebäude, was noch größere Spuren zurückließ, ist das berühmte Amphitheater, welches Raum hatte für 35,000 Zuschauer. Noch im 14. Jahrhundert war es fast ganz erhalten; es war innen und außen mit Platten vom kostbarsten Marmor bekleidet, und von gleichem Material waren die Sitze. Man hat sie abgebrochen, was ganz blieb, nach Sevilla verkauft und den Rest zu Kalk benutzt. Man sprengte dabei die Sitze mit Pulver; denn so dicht und fest waren die Platten eingefugt, daß sie, obschon preisgegeben seit zwei Jahrtausenden den lockernden Wirkungen der Luft und des Wetters, doch dem Meißel und der Keilhaue widerstanden.

Seit 2 Jahren hat der Verein alterthumforschender Freunde in Sevilla, welcher meistens aus Ausländern besteht, auf der Stätte der Stadt Ausgrabungen begonnen. Sie führten zu bedeutenden Funden an Münzen, Waffen, Gefäßen und statuarischen Kunstwerken.

Dunkel ist die Geschichte Italica's. Phönizischer, pelasgischer oder carthaginensischer Gründung, wurde sie im zweiten punischen Kriege zum erstenmale zerstört. Scipio Africanus baute sie wieder auf. Die Kaiser Roms, Adrian, Trajan und Theodosius der Große wurden hier geboren. Unter den Gothen bewahrte sie, wenn auch vielfach verheert, doch noch einen Theil ihres Glanzes; sie wurde Bischofssitz und selbst unter den Saracenen war sie noch herrlich, obschon Trümmer der classischen Zeit die Hälfte ihres Umfangs überdeckten. Indessen lockten die Begünstigungen, welche das nebenbuhlerische Sevilla von den maurischen Fürsten genoß, der Einwohner immer mehre aus Italica dahin, und was nach der freiwilligen Auswanderung zurückgeblieben, ging unter in den spätern Verheerungen des Kriegs. Ganz verlassen wurde die Stadt erst im 14. Jahrhundert, und gebrochen lag

sie über ein ganzes Jahrhundert, ehe die ersten Versuche gemacht wurden, ihren Schutt der Kultur zu gewinnen. So entstanden die Flecken und Dörfer und Weiler, die Felder und Olivenpflanzungen, so sproßten auf dem Grabe der Riesenstadt die Keime neuen, jungen Lebens.

CCCXXXXIV. Das Hypathius-Kloster.

Die Beschreibung dieses berühmten russischen Wallfahrtsorts findet neben einer zweiten Platte von demselben Gegenstande in einem spätern Theile des Universums ihre Stelle.

CCCXXXXV. Der Gollinger Fall und das Thal der Ache in Tyrol.

Oft schon betrachteten wir Landschaften der vaterländischen Alpen; doch stets bleibt die Freude an ihnen neu; denn aller Eintönigkeit fremd, sind ihre Reize so mannichfaltig, wie das Kleid, welches die Vegetation dieser Bergwelt verlieh. Wie dort bald schwarze Cypressen eine Villa überragen, bald sich das schirmende Dach der Rebe über die lange Thalfläche hinbreitet, bald düstere, bemooste Tannen über den Pfad nächtliche Schatten werfen, bald sich über Bergrücken das Labyrinth der Krummholzkiefer hinstreckt, bald die einsame Zirbel und der Zwergstrauch der Alpenrose die Schluchten schmückt, bald aller Baumwuchs fehlt und nur das grüne Sammet der



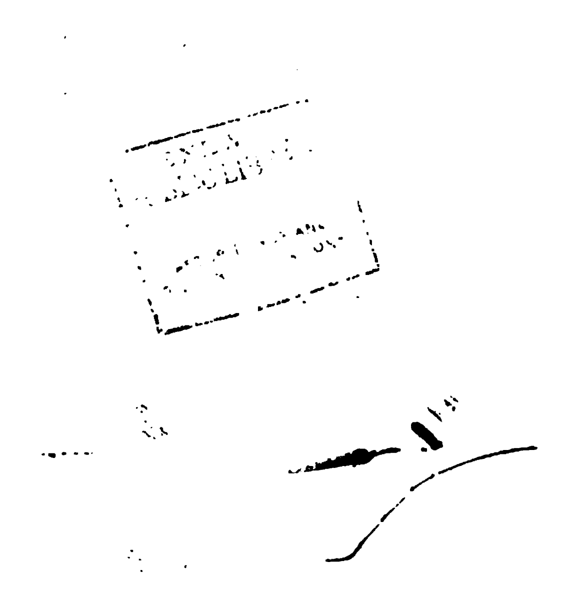
DAS HIPATHIUS-KLOSTER

Aus d. Kunstanst. des Bibl. Instit. in Hildburghausen

Eigenthum der Verleger

DER GOLLINGER FALL
in Tyrol.

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildbghs.



Matten die Wände des Gebirgs bekleidet: — so wechselvoll sind auch die Gestaltungen der anorganischen Natur. Die Grundtypen derselben sind zwar nicht zahlreich, aber in ihrer Zusammensetzung entwickeln sie einen Reichthum der Formen, der an das Unendliche gränzt. Jede Lokalität des Gebirgs hat ihr eigenthümliches Gesicht, und jedes Gesicht seine eigenthümliche Schönheit. —

In den Thälern der Alpen sind die interessantesten Naturscenen an einander gereiht, wie die Perlen zur Schnur. Nicht nur in jenen berühmten, die das Große mit dem Reizenden vereinigen, und wo Natur und Kunst sich die Hände gereicht haben, um entzückende Bilder zu schaffen; wie z. B. im Thale der Etsch und in dem wie ein Garten angebauten, dreißig Meilen langen Thale des Inns; auch viele kleinere sind nicht minder reich ausgestattet, und oft haben diese für den Naturfreund noch den Vorzug, daß er da in engem Raum nahe bei einander findet, was dort weit aus einander liegt. Die Stille, den Reiz der Einsamkeit und der Abgeschlossenheit, sucht er vergeblich in den großen Thälern, in denen eine dichte Bevölkerung lebt. Die kleinen muß er hinauf wandern, will er eingehen in die einsamen Kämmerchen der Hochalpenwelt, in das Allerheiligste des Gottestempels, wo, wie einst Moses auf dem Sinai, der Mensch emporgezogen wird zum Schöpfer und des Herrn Stimme vernehmlich hört.

Wer von Salzburg am frühen Morgen aufbricht, und über Hallein das Salzachthal hinaufwandert, erreicht, nach 6 Stunden, den Flecken Golling. 7000 Fuß hohe Bergreihen fassen das Thal hier zu beiden Seiten ein, verbunden durch eine Felswand, durch die der Strom eine enge Pforte brach. Es ist der Paß Lueg. So blühend und lachend wie bisher die Gegend gewesen, so wild und wüst ist sie jetzt geworden. Die Salzach wälzt ihre grünen, schäumenden Wogen über große Felstrümmer hin, und bald hoch auf Mauern an Abgründen weg, bald durch gesprengtes Gebirg, bald unter einsturzdrohenden, weitüberhängenden Felsen fort zieht nun der Weg. Dumpfer Donner dringt in's Ohr des Lauschenden. Er ahnet es schon, des Gollinger Falls ferne Stimme ist es. Erwartung beflügelt den Fuß; bald ist die Felsecke erreicht, wo der Weg sich plötzlich wendet, noch ein Schritt, und er steht, von Staunen festgebannt, vor der Scene, die das Bild so trefflich darstellt.

Anfangs wagt man kaum, nur hinauf zu schauen zur hohen Kluft, durch welche die Ache ihrem Felsenhause entspringt. In weitem Bogen schießt die mächtige Gletscherfluth, dunkelgrün, mit blendendweißem Gischt durchwirkt, über die plötzlich abgebrochene Steinwand. Als wollte er die Fliehende erhaschen, tritt ihr ein Fels entgegen; aber kühn entschlüpft sie durch einen zweiten Sprung, mit dem sie den Abgrund erreicht. Ungeheuere Rauchsäulen wirbeln aus demselben empor und die Wände ihres Kerkers hinan, wie Dankopfer ihrer Erlösung. Und

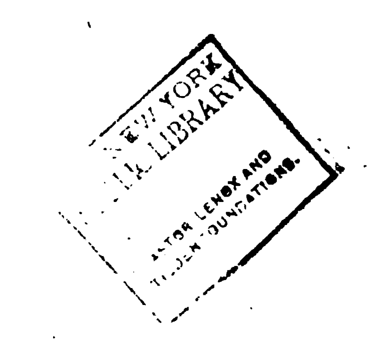
doch ist Erlösung und Tod auch da eins; denn die Ache vermengt sich unterhalb des Sturzes mit der Salzach und verschwindet. —

Hast du mit mir an der Ache Sterbebett gestanden, so führe ich dich nun auch in das stille Alpenkämmerchen, wo sie geboren wird. Drei Stunden über Gastein liegt ein Hochalpenthal, das Naßfeld. Leise wie eine Schlange windet sich dort die Ache auf der Matte, welche die Tauernkette, der Rathhausberg und andere Bergriesen umgürten. Am obersten Ende des Thals erhebt sich die Terrasse eines Felsens. Es ist das Fußgestell des ungeheuern Höllkahrgletschers, der unter den kleinern Eismassen, die rechts und links herabhängen, wie ein König unter seinen Dienern thront. Ueber jede Wand stürzen Giesbäche, Quellen rieseln von jedem Felszacken auf den immergrünen Teppich. Doch die Wiege der Ache ist weiter oben. Durch eine Schlucht führt ein schmaler Pfad hinauf zu einer kleinen Alpe auf dem Rücken eines Felsen, den ein Gletscher überragt, und hier, aus dessen krystallenem Bauche, springt die Quelle schäumend hervor. Diese kleine Matte ist zugleich die letzte Staffel des organischen Lebens. Kein Baum, kein Strauch stört; denn in der That ist die Natur hier so schön, daß jedes verhüllende Blatt ihr nur an Reiz entziehen würde.

Dem Himmel näher, zieht es uns unwillkührlich zu ihm empor. Kein tobendes Geräusch bricht unsre Andacht, kein donnernder Wasserfall hallt; aus der Ferne nur, aus unerreichbaren Höhen, spricht die Natur noch zu uns mit der verklärten Stimme der Staubbäche. Glockengeläute der Heerden auf dem Naßfelde tönt zuweilen herauf, doch kaum vernehmlich. Alles feiert. Die Gletscher leuchten in der Abendsonne, und ihre Spitzen erscheinen wie Signale aus einer fernen, seligern Welt. Umgeben von den äußern Zeichen des Todes und der Erstarrung jubelt doch Alles: Wie groß ist der Schöpfer und wie herrlich! —

Die Sonne sinkt tiefer; jetzt ist ihr letzter Strahl von den Zinnen des Gebirgs gewichen. Verwandelt sind sie, wie ein Mensch, von dem Tugend und Glaube geflohen ist. Bleich und kalt grinsen sie uns jetzt an, wie der Tod. Noch einmal, noch ein paarmal, wie das Gewissen im Gefallenen, ruft, nach dem ersten Erbleichen, das Abendroth auf Augenblicke eine feuerige Röthe auf die erblaßten Wangen der Berghörner zurück, dann sinkt der graue Nebelschleier der Nacht auf sie herab, schneller noch als auf die Tiefe. So stürzen hohe, reichbegabte Menschen, wenn sie den rechten Pfad verlassen, tiefer in des Verderbens Abgrund, als gemeine Buben.

Schauerlich wird's uns nun auf der Höh', und schnell schlagen wir den Pfad ein, der herunter zur gastlichen Senne des Naßfeldes führt. Dort erwartet uns ein Sitz am erwärmenden Feuer, ein Labetrunk, den indeß der Senner bereitet hat, eine lange Reihe von Wundergeschichten und Sagen vom verwünschten Kaiser des Unterbergs und seinen Schätzen, und der Nixe der Achenquelle, die im Zwielichte goldene Kühe auf ihrer Alpe weidet, tischt er auf, und mit geöffneten Sinnen horchen wir ihm zu, bis er, müde, zur Ruhe ladet.





HOHENSCHWANGAU

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildburgh

Eigenthum der Verleger

CCCXXXXVI. Hohenschwangau.

Als Gott dem ersten Menschenpaare die Erde verlieh mit allem Zubehör, da sah er wohl voraus, daß jeder Mensch, der Tagelöhner mit seiner Kraft, der Bauer mit seinen Feldern, der Bürger mit seinen Gewerben, der Kaufmann mit seinen Schiffen, der Ritter mit seinem Schwerte rc. rc. Einer des Andern Diener seyn werde, und der Fürst sollte nach dieser Ordnung der Knecht von Allen seyn. Aber im Laufe der Zeiten trennten sich die letzten Glieder los von der Kette; die Fürsten, die Diener Aller und die Hüter des Gesetzes, machten sich zu Herren Aller und stellten sich über das Gesetz, und es verwandelte sich des Ritters und Reisigen schirmendes Schwert in ein Schwert des Unterdrückers. Da wurden aus den Burgvögten Burgherren, und aus den Räubervertilgern selbst Räuber, schlimmer als alle, die sie zuvor bekämpft hatten. Fortan schützte nur Macht, nicht das Gesetz. Der Besitz mußte Bollwerke haben und da erstanden die Mauerkronen der Faustrechtszeit auf allen Höhen, bis sie wieder vergingen in spätern Zeiten mit der Ursache, die sie hervorgerufen; denn als das Recht des Stärkern ein so entsetzliches Uebel geworden war, daß es seine Begründer, die Fürsten selbst, bedrohte: da verbanden sich diese mit dem Volke zu seiner Zerstörung, und wie das Gesetz hernach wieder zu Ehren kam und der Besitz das beschwerliche Wehrzeug entbehren konnte, baute er sich auch wieder gesellig seine Wohnungen in die Tiefe. Die Burgen wurden leer, es verfiel eine nach der andern. So sind jene Trümmer entstanden, welche zu der Gegenwart von einer Zeit reden, vor deren Wiederkehr uns die Gesittung ewig bewahren wird. Bei dieser Gewißheit mögen wir lächelnd zuschauen dem ergötzlichen Spiel, das mit dem Staube des Mittelalters hie und da Resurrektionsversuche macht, und wenn nebenbei, wie es bei der Wiederherstellung seiner äußeren Erscheinungen, der Schlösser und Burgen auf unsern Höhen, der Fall ist, noch für Kunst und Gewerbe ein Gewinn abfällt, mag selbst der Tadel schweigen, wenn auch die Vernunft die Motive nicht billigen kann, welche im Widerspruch mit der Zeit und ihren Forderungen stehen.

Schloß Hohenschwangau liegt in der schönsten Gegend des bayerischen Hochlandes, in den Vorbergen der Tyroler Alpen, 1 Stunde oberhalb Füssen, dicht an der österreichischen Grenze. Es gehört dem Kronprinzen von

Bayern, und ist dessen gewöhnliche Sommerresidenz. Die Wiederherstellung des verfallenen Gebäudes geschah unter der Leitung von Dominik Quaglio vor einigen Jahren mit eben so viel Pracht, als Geschmack, im mittelalterlichen Style, und in seiner jetzigen Gestalt und Ausschmückung erhält es als Denkmal vaterländischer Kunst und Geschichte eine weit ernstere, höhere und würdigere Bedeutung, als ihm die Restauration allein jemals geben konnte.

Unser eben so schönes als treues Portrait giebt das Schloß und seine herrliche Umgebung als freundliches Frühlingsbild wieder. Ein Maimorgen war's, als der sinnige Künstler mit der Mappe unter dem Arm aus dem Thore des Gasthauses des uralten Städtchens Füssen schritt, Hohenschwangau zu zeichnen. Durch üppigen Wiesgrund der rauschenden Lech entlang, zieht der Pfad erst gemach bergan. Enger wird allmählig das Thal, es wird zur Schlucht — und die Lech stürzt nun in großen Sätzen und wild rauschend zwischen Felsmassen von Stufe zu Stufe. Nur die zartesten Erstlinge des Jahres schmückten die Ränder des Bergstroms. Südwärts trugen die kahlen Alpengipfel noch die Wintermützen, nur den Waldschnee jagte der Frühlingshauch in brüllenden Strömen die Thäler hinab. Nahe und ferne Wasserfälle sangen dem Ewigen Morgengesang, und dazwischen dröhnte der Sturz losgerissener und zermalmter Felsstücke. Selten gewinnt das Auge einen Blick in's Freie, und so weit er dringen kann, sieht er nur schwarze Waldungen. An einer weit vortretenden Höhe wendet sich der Weg rechts — noch einige hundert Schritte geht es fort im Dunkel des Forstes — da steht das Ziel. Ein paradiesisches Thal lacht heimlich und freundlich entgegen, und mitten in dieser arkadischen Einöde, auf der breiten Stirn eines Marmorfelsens, prangt die fürstliche Burg mit Mauerzinnen, Thurmfahnen, Wappenschilden und hochgewölbten Thoren, und unwillkührlich heischt eine längst entschwundene Zeit Erinnerung. Nichts tritt störend in das mittelalterliche Bild, als — die Menschen; aber auch diese stören den Lenzreisenden nicht, da der Hof vor dem Juli selten herkömmt. Die Kunst hat die herrliche Natur von Hohenschwangau's Umgebung mit scheuer, zarter Hand berührt, und sich blos darauf beschränkt, Wege zum Genuß und zur bequemen Betrachtung seiner Schönheiten zu bahnen. Bald durch des Gehölzes dunkles Dickicht, bald durch lichten, majestätischen Urwald, bald an einzeln stehenden Riesenbäumen, an deren bemoosten Stämmen sich schmucklose Rasenbänke lehnen, vorüber, gelangt man zum Schloß. „Der innere Burghof", so schildert der Künstler, „schien der Aufenthalt der Flora selbst zu seyn. All die zarten Blüthen des Frühlings, die ich selbst in Füssen erst knospen gesehen, waren hier, warm geküßt vom freundlichen Strahl der Sonne und vor jedem Luftzug geschützt, schon aufgebrochen, und kleine Singvögel hüpften und zirpten in allen Gebüschen umher. Ich setzte mich nieder und horchte zum erstenmale wieder am Busen des neuen Frühlings, und horchte still den gefiederten kleinen Sangkünstlern und dem fernen Rufe des Guckucks von der Waldeshöh. Erst als ich das Fest der

Natur mitgefeiert, dachte ich meines Berufes und an Mappe und Bleifeder." — Zuerst fesseln wohl Jeden die geschmackvollen Brunnen. Der erste quillt aus den Ringmauern unter dem Schatten von dreihundertjährigen Linden; der zweite entströmt einem colossalen, trefflich modellirten Schwan; der dritte, prächtigste, stößt aus einer, von vier eisernen Löwen getragenen, Marmorschaale einen 20 Fuß hohen Strahl empor. Die Löwengruppe ist Schwanthaler's Werk, in Bodenwöhr gegossen. Ueber der Einfahrt prangen die Wappen des bayerischen Königshauses neben denen der Dynasten von Hohenschwangau, gehalten von zwei Rittern mit fliegenden Fahnen. Die Parterres des Schlosses nehmen die Stallungen, die Gemächer der Dienerschaft und das Gewächshaus ein. Eine prachtvolle Marmortreppe führt in's erste Stock; zuerst in die Halle. Alte Waffen, Hüfthörner und Jagdspieße hängen an den Wänden und Glasmalereien leuchten in den hohen Bogenfenstern. In den Ecken stehen Ritter in ganzer Rüstung. — Aus der Halle tritt man in den Rittersaal. Alle Wände desselben sind mit Frescogemälden — vaterländischen historischen Compositionen, — von den Meisterhänden Nehers, Lorenz Quaglio's und Albert Adams und dessen Söhnen nach den Kartons von Ruben bedeckt, und die Fenster schmücken Glasgemälde von Keller in Nürnberg. Herrlich ist die Aussicht aus diesem Saale nach allen Seiten. Rings erheben sich die Bergkronen des Thals, — der Degelberg, der Strausberg, der hohe Sailing mit dem Kreuze, der Pilgersteig, im Süden zieht der große Kitzelberger Forst den Rahmen, jenseits aber liegen die Tyroler Alpenfirnen, gleichsam angehörend einem andern Bilde einer andern Welt. An den Rittersaal stößt eine Reihe Zimmer und Säle, welche die eigentliche Wohnung des Kronprinzen ausmachen. Sie sind alle al fresco mit vaterländischen Scenen, mehre mit Jagden, andere mit Landschaften als Erinnerungsbilder der Reisen des Fürsten im Oriente bemalt, lauter Werke guter Künstler der Münchener und Düsseldorfer Schule. Es halfen daran außer den bereits genannten: Lindenschmidt, Scheurer, Schwind, Glink u. A. In den Fenstern der Zimmer glühen Glasmalereien, theils alte, theils neue; und alle Verzierungen, alle Decorationen und das ganze Ameublement, letzteres theils aus Cederholz, sind dem Geschmacke des Mittelalters vollkommen angemessen. — Die zweite Etage des Schlosses nimmt der Heldensaal (mit Freskogemälden von Adam, Giesmann, Glink, Neher, Nilson, Schimon, Schneider zc.) ein, — Scenen der den Nibelungen verwandten Wylkinasage. Der Geschichte der Hohenstaufen weihte die Kunst den Salon neben an; andere Räume der Geschichte der Welfen. Alle Fußböden sind von duftendem Cedernholz. Auf den Tafeln, Kamingesimsen zc. stehen und liegen eine Menge Kunstsachen des Mittelalters, — Pokale, Trinkhörner, Gefäße von kunstvoll getriebener Arbeit, Majolica, Schnitzarbeiten von Holz, Perlmutter und Elfenbein, alte Pergamentdrücke und Manuscripte, Missalen und Horen mit köstlichen Malereien zc. zc., die allein schon den Kenner Tage lang beschäftigen können.

Das Heiligthum der Natur in Hohenschwangau's Umgebungen stellt aber noch weit größere, reizendere, mannichfaltigere Gemälde auf, als der Tempel der Kunst. Jede Berghöhe besitzt einen größern oder kleinern Cyklus von Schönheiten, und jeder Thalgrund führt zu gemüthlichen oder romantischen Naturscenen. Die Ausflüge nach dem Bannwaldsee, nach Garmisch, zu der Ruine Altschwangau, zur Burghöhe, nach der Gypsmühle, zum Schwansteig, nach Schwarzenberg und zum Sailing sollte kein Besucher Hohenschwangau's unterlassen. Die interessanteste Wanderung ist aber den Degelberg hinan, wo man von den Felstribünen Brunterschroffen und Gratz die herrlichste Fernsicht genießt. Man überblickt die schwäbischen Gauen mit einem großen Theil Oberbayerns und die spiegelnden Flächen von mehr als 20 großen und kleinen Seen. Herrliche Aussicht bietet auch der Strausberg.

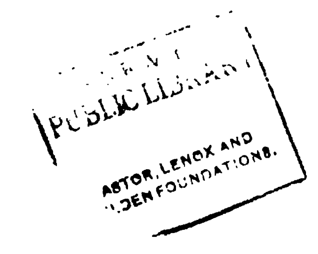
CCCXXXXVII. Der Caucasus.

Nicht ist's die Fabel vom politischen Gleichgewicht, was den europäischen Wappenadlern fort und fort Klauen und Schnäbel schärft und der Hyder Krieg das Leben fristet, sondern die Ungleichheit der Cultur ist's unter den Völkern der Erde. Durch sie werden Afrika und Asien an die Füße Europa's gekettet und sie leiht den Königen stets neuen Vorwand, nicht nur ihre Ländersucht zu verfolgen, sondern ihr Eroberungsstreben auch durch das Interesse zu adeln, was die besten Menschen daran haben, daß Cultur und Gesittung sich verbreiten mögen über die ganze Erde. Aus gleichem Grunde nimmt es den rohen Völkern die Sympathien der gebildeten Welt, und deshalb werden Thaten, welche unter entgegengesetzten Verhältnissen Begeisterung hervorrufen und Tausende von Armen zu thätigem Beistand bewaffnen würden, mit Gleichgültigkeit oder mit kalter Anerkennung vernommen. Wen entflammt z. B. die Tapferkeit und Beharrlichkeit der Araber in Vertheidigung ihres Landes gegen die civilisirten Unterdrücker von der Seine? Der Aufstand der Griechen gegen ihre türkischen Herren — eine Schilderhebung, der alle Herzen entgegenschlugen, der die Edelsten und Besten freudig Leib und Leben opferten, die das Wunder gewirkt hat, einen König in einen Freiheitshymnen-Dichter zu verwandeln, — war dieser Aufstand legitimer, als der Kampf eines seit Anfang der Geschichte freien Volkes gegen die ihm Fesseln bringenden Slaven? oder ist Hellas Befreiungskrieg an Großthaten etwa reicher gewesen, als dieser? Und doch regt sich für die Tscherkessen kein Gänsekiel und

DER CAUCASUS

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger.


PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND
FOUNDATIONS.

kein Pfennig in Europa! _ So steht's mit der Gerechtigkeit unserer Sympathien. Zeit und Umstände regen sie auf, oder ersticken sie, und die Mode nimmt sie in Schutz, oder ignorirt sie, oder läßt sie fallen.

Sey getrost, lieber Leser, ich predige dir keinen Kreuzzug. Folge mir immerhin in die Thäler des Caucasus, zwischen dessen Mauern ein dem Tode und der Vertilgung grausam geweihetes Volk, ohne irdische Hoffnung, aber mit unverzagtem Herzen hinaufblickt zum Himmelszelte, und wo von den Lebenden nur Die noch beneidet werden, welche ihnen vorausgegangen sind im Vollbringen der einen heiligen Pflicht. Folge mir an das offene Grab des Heldenvolks, und willst Du eine Blume hinein werfen — thue es, und kehre Dich nicht an die Spötter, welche im Panzer der Gleichgültigkeit sicher sind vor allem Weh des Gefühls. —

Es giebt ein Land im fernen Osten, von dem schon Vater Herodot Wunderdinge erzählt, ein Land, auf dem der Schleier der Mythe seit Jahrtausenden ruht. In diesem Lande war der Schauplatz für die Thaten der Halbgötter der Erde, jene Thaten, welche die Dichter begeistern von Geschlecht zu Geschlecht. Von des Caucasus eisigem Gipfel stieg zu den Göttern hinan Prometheus und stahl das Feuer, und an dem caucasischem Felsen geschmiedet erlitt er die Rache der Himmlischen. Auf der caucasischen Küste stand das heilige Colchis, und Jason führte seine Heldenschaar dorthin, das goldne Vließ zu holen. An Tscherkessiens unwirthlichem Gestade irrte Odysseus, in Colchis lebte Medea, die Gefürchtete, trieb die Zauberin Circe unheimliche Werke. Auf der Halbinsel Taman sahen Homer und seine Zeit den Kocytus und Acheron, „die ersten Flüsse, welche zur Unterwelt führten und das Reich Neptuns begrenzten." Als die älteste aller Völkerburgen nennt die Sage den Caucasus, und in der von ihr geschützten und umfaßten südlichen Landschaft äußert sich die Natur in solcher Ueppigkeit, daß man die biblische Bezeichnung des Paradieses, „wo Milch und Honig fließt," noch heute auf sie anwenden kann und es nicht Wunder nehmen darf, daß alte Geschichten das Paradies selbst hier finden lassen. Aber aus diesem Paradiese hat der Engel mit dem Zweiflammenschwerte, — Krieg und Pesth — seit lange her die Menschen vertrieben: verwaist sind die fruchtreichen, prangenden Ebenen, herrenlos und öde liegen sie da, und nur im rauhen Gebirg haust seit undenklicher Zeit der starke Mensch mit der Genossin Freiheit, gleich unzugänglich der Kette, wie der Kultur. Während die Ebenen zu seinen Füßen die Herrschaft unzählige Mal gewechselt, blieb der Caucasier in vollem Genusse dessen, was er höher achtete, als alle andern Güter der Erde, und wofür er von jeher das nach der Freiheit ihm Liebste, das Leben, hinzugeben bereit war. Der Caucasier — Er verzichtete freiwillig auf alles andere um des Einen willen, dieß Eine war sein Reichthum und sein Erbe von den Erstlingstagen der historischen Sage bis auf den heutigen Tag. Unter solchen Umständen vermochte auch nie die Cultur Wurzel zu schlagen, und man begreift die Rohheit dieser Völkerschaften voller Barbarei und Heroismus.

Der Caucasus, als Sitz derselben, trug seinen heutigen Namen schon in uraltester Zeit. Er ist jene Gebirgsmauer zwischen zwei Welttheilen, die am Westrand des schwarzen Meeres bei Anapa als ein schwacher Bergrücken beginnt, sich ausbreitet, bis fast 17,000 Fuß hoch emporgipfelt, weit über die Linie des ewigen Eises hinaus, und dann sich allmählig wieder abdacht. Seine Länge von West nach Ost beträgt 120 geographische Meilen, seine Breite 10 bis 30 Meilen. Nördlich fällt er steil in die Steppen der großen und kleinen Kabardei herab; südlich in die reizenden Hochthäler des Rioni und Kur. Nur durch eine schwache und niedrige Kette steht er mit den Gebirgen Hocharmeniens in Verbindung. Kein anderes Gebirge trägt einen so rauhen, wilden Charakter. Mit den Alpen ist der Caucasus gar nicht zu vergleichen. Seine höhern Regionen sind wasserarm, und nur auf einigen Punkten ist die Gletscherbildung entwickelt, wodurch noch Leben auf der Marke des ewigen Eises keimt. Sonst überall ist die Natur todt, nichts sieht man als nacktes Gestein, zerrissen und zerklüftet, ohne Vegetation. Erst in der Mittelregion, in der Höhe von 4000 bis 9000 Fuß, werden die tiefeingeschnittenen Thäler wasserreicher und erfreut das üppige Grün der Gräser und Kräuter. Tiefer hinab schmücken die herrlichsten Matten und die schönsten Wälder die Seiten der Berge, und die Thäler stellen sich als liebliche Gründe dem Auge dar. Die unterste Region wird nur gelegentlich, nur dann, wo es mit Sicherheit geschehen kann, von den Hirten der Tscherkessen mit den Heerden besucht. Die eigentliche Wohnung der Caucasier ist die mittlere Region. Von Geschlecht zu Geschlecht an Entbehrungen gewöhnt, bebauen diese gestählten Menschen jedes kulturfähige Fleckchen bis zur Schneelinie hinauf, und oft mit Gefahr ihres Lebens. Ihre Dörfer stehen meistens in den Thalschluchten und in solchen Lagen, welche den Zugang schwer und die Vertheidigung leicht machen. Ueber die Zahl der Gebirgs-Bevölkerung hat man viel gestritten. Die der Kabardei und Achbasien eingeschlossen, betrug sie vor dem Unabhängigkeitskampfe anderthalb Millionen. Wenn man weiß, daß in dem nun zehnjährigen ununterbrochenen Kriege mit dem mächtigsten Reiche der Erde über 200,000 Russen gefallen sind, und wenn man veranschlagt, daß Hunger und Elend wohl eben so sehr als das russische Blei die Reihen der Bergvölker dezimirten, so wird man die sich noch jetzt gegen Rußland behauptende Gesammtbevölkerung auf höchstens eine Million veranschlagen dürfen, von denen etwa 100,000 fähig sind, die Waffen zu tragen. — Das ganze Volk spaltet sich, wie ehedem die Schotten im Hochlande, in 10 Clans, deren Namen allein schon die Frage: ob die Tscherkessen wirklich die Ureinwohner des Caucasus sind, oder spätere Eindringlinge, zur Ruhe bringen: denn schon Strabo und Procopius erwähnen der Abaskoi oder Hencochoi und Bruchoi, welche, den angehängten griechischen Plural wegnehmend, noch heute so heißen. Alle diese Stämme reden eine Stammsprache in verschiedenen Dialekten, welche von den Sprachen der umwohnenden Völker, der Osseten, Grusier und Tataren, gänzlich verschieden ist. Das Tscherkessische, vielleicht das älteste und unverfälschteste Idiom der Erde, trägt den Stempel des Volkes.

Eifersüchtig bewahrt man es vor jeder Neuerung, und obschon ohne schriftliche Denkmäler, hält man es werth, wie ein Heiligthum. — Eben so unverändert bewahrt das Volk Verfassung, Sitten und Gesetze, welche nicht auf schriftliche Urkunden, sondern allein auf Herkommen und Tradition sich gründen. Ihre Verfassung spiegelt auf eine den Geschichtsforscher frappirende Weise die ältesten Zustände der Germanen wieder. Sie haben Clan= (Stamm)=, und Gaugemeinschaften. Feudalistische Grundformen sind so kenntlich, wie bei den Deutschen zu Tacitus Zeit. Niemals herrschte im Caucasus ein Einziger. An der Spitze eines jeden Gaues steht ein Führer, als Fürst. Die Gemeinschaften schwören sich einander Beistand zur Wehr und Abwehr. Keine Ursache entschuldigt, keine mildert die Schande der Feigheit. Todesstrafe kennen die Tscherkessen nicht. Sklaverei sühnt das größte aller Verbrechen — Verrath gegen das Vaterland; Sklaverei dünkt dem freien Volke mehr als der Tod, und freiwillig opfert sich oft der Verbrecher, jener zu entgehen. Die Maßregeln im allgemeinen Interesse des Volks, Krieg und Frieden ꝛc., werden auf Versammlungen entschieden, welche jeder Gau durch einen freigewählten Abgeordneten beschickt. Die Ausführung der Beschlüsse fällt den Clanfürsten zu, deren Würde in der Familie forterbt. Das Volk ehrt die Fürsten von Zeit zu Zeit durch freiwillige Geschenke. Bestimmte Abgaben darf keiner fordern. Eine Art Adel, ein Ritterstand, steht den Fürsten zunächst, und jener führt sein Ahnenregister so genau, als nur irgend ein deutscher Freiherr. Die Adlichen haben freie Hintersassen auf ihren Besitzungen und Sklaven — diese die Beute des Kriegs. Der Sklave ist Sache; er wird verkauft und vertauscht nach Willkühr. Uebrigens hat der Ritter kein Vorrecht vor dem gemeinen Freien und beider Stimmrecht bei den Versammlungen ist von einerlei Werth.

Frühzeitig adoptirten die Tscherkessen das Christenthum. Später fand Muhameds Lehre Eingang. Man nahm wenigstens deren Formen an, und behielt von den christlichen Vorstellungen die bei, welche die liebsten geworden waren. So verehren die Tscherkessen neben dem Propheten die Mutter Gottes und neben den Korans=Heiligen christliche Apostel. Die Sitten der Tscherkessen sind eben so rein, als rauh. Für das zarte häusliche Leben haben sie keinen Sinn. Das Weib ist ein untergeordnetes Wesen — der Tscherkesse vergiebt seiner Ehre nichts, wenn er seine Tochter einem Werber für das Noviziat des Harems verkauft. Raub ist kein Verbrechen — Blutrache Tugend: die Freiheit aber ist Allen das Heiligste, Höchste.

So steht dies Volk in der Gegenwart wie das letzte Blatt aus einem vor undenklicher Zeit geschriebenen Buch. Wir staunen die herrlichen großen Züge an — aber wir verstehen sie nicht. Im prächtigen Juchtenbande des russischen Völkercodex kann es am wenigsten passen; zerrissen also, vernichtet soll es werden! — In der That ist der Caucasus, als das Thor, durch welches der Slaven Herrschaft nach Südasien strebt, für Rußland viel zu wichtig, als daß es, vom Standpunkte seiner Politik folgerecht weiterschreitend, nicht Alles daran setzen sollte, sich dessen vollständigen Besitz zu sichern; und so wird es ausführen, was schon beschlossen war, als es durch den Adrianopeler Traktat von den Türken sich Etwas abtreten ließ, was diesen niemals gehört hat. —

Rußland hat seine Zeit gut gewählt; aber es darf nicht zaudern, und muß den Augenblick benutzen, der noch sein ist. Der alte Jehova schickt keine Ladung, wenn er heimsuchen will; und — „er ist ein eifriger Gott, ein Rächer, zornig und von großer Kraft, dessen Wege im Sturm und Wetter sind, vor dem ein fressend Feuer hergeht, während Dunkel unter seinen Füßen ist.“ Es ist eine Zeugungsstunde einer ganzen verhängnißvollen Zukunft die Stunde, wo Völker ausgetilgt werden, und wie hoch die Weltklugheit der Staatenlenker auch stehen mag, es giebt eine höhere, von der Machiavell nichts gewußt. Mir hat die Geschichte längst gelehrt, daß der Abgrund, der, auf den Willen eines Einzigen, ganze Nationen verschlingt, ein offner Schlund bleibt, den kein Berg ausfüllen kann; er bleibt die immer offne Pforte des Unterreichs, wo die Furien wohnen, welche über schrecklichen Plänen brüten. Wohl weiß ich, daß die Fürsten an das Steuer des Staats gesetzt sind, auf daß sie das Schiff lenken mit starkem Arm. Aber lenken sollen sie es nach göttlichem und menschlichem Gesetz. Wehe ihnen, wenn sie zu Recht sitzen, ohne einen Richter zu sehen über sich, und sie vergessen, daß wir alle Sünder sind. Dann werden sie nicht mehr menschlich Recht sprechen über ihre Brüder, und sie dürfen sich nicht beklagen, wenn auch über sie einst nicht menschlich gerichtet werden sollte. — —

CCCXXXXVIII. Regensburg.

Ehrwürdiges Regensburg! — Wie du herrlich noch prangst an deinem Strome und in deinen Wellen dich beschaust, als freutest du dich des rüstigen Alters. Wohl dir, daß du eigene Kraft genug hast, das Versiegen starker Lebensquellen zu ertragen und die vielfachen Wunden zu vernarben, welche die harten Zeiten dir schlugen. Wohl hattest du Gott und dem Reiche ein starkes Haus gebaut: aber selbst Berge, welche die Natur auf den ewigen Vesten der Erde aufgerichtet, sind gestürzt und in Trümmer aufgelöst, wenn das innere erhaltende Leben abgestorben; und du hast wohlgethan, anstatt in Unthätigkeit zu trauern auf den Trümmern einer blühenden Vergangenheit, rasch und rüstig zu Entschluß und That dein neues Werk des Gedeihens auf die kluge, zeitige Benutzung der neuen Verhältnisse zu gründen, welche die Zeit entwickelt hat und dir bietet.

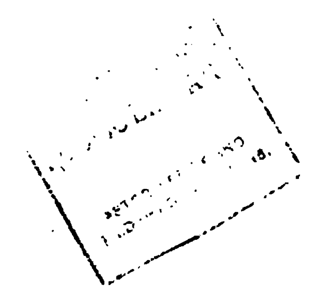
Regensburg, bis zum Fall des Reichs freie Reichsstadt und Sitz eines der obersten Kirchenfürsten, jetzt ein bayerischer Kreisort und eines dem Erzbischof von Freisingen untergeordneten Bischofs, — ist nicht blos der ältesten bayerischen Städte eine, sondern aller deutschen Lande. Schon die Römer fanden sie, als sie diese Gegenden besetzten. Kaiser Tiber machte sie zum römischen Waffenplatz und nannte sie Tiberia Augusta. Als Rom

REGENSBURG

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildburgh.

Eigenthum der Verleger.





in der Periode seines Verfalls die Donauländer an die Deutschen verlor, — hausten da nach einander mehre Stämme, und als fränkische Stadt tritt sie mit dem 6ten Jahrhundert auf. Karl der Große erhob sie auf einige Zeit zu seiner Residenz; die Reichsfreiheit bekam sie 1190 vom Kaiser Friedrich I, und gleichzeitig durch die schon sehr frühe und viele Jahrhunderte lang unterhaltene innige Verbindung mit Venedig fing Regensburg's Handelsgröße sich zu entwickeln an, welche im 13ten Jahrhundert die höchste Blüthe erreichte. Es war damals Regensburg Hauptplatz für den diametrischen Weltverkehr, der auf der Donau den Osten mit dem Westen verknüpfte. Regensburger Schiffer fuhren bis in's schwarze Meer und der Küste entlang nach Constantinopel, und viele Kreuzfahrer schafften sie auf diesem Wege nach Palästina. Doch ruhete seine Handelsgröße stets auf der Venedig's, und sie sank, sobald letztere fiel und der Welthandel sich, im 16ten Jahrhundert, neue Bahnen brach. Des 30jährigen Kriegs allgemeines Wehe, mit Pest und Brand im Gefolge, traf die Stadt sehr hart. Ihre Bevölkerung minderte sich während dieser Unglückszeit unter die Hälfte. Erst die Herverlegung des Reichstags, der vom Jahre 1662 an seine ordentlichen Sitzungen hier hielt, öffnete ihr neue Erwerbsquellen, die sie mit dem Fall des Reichs wieder verlor. Eine kurze, für sie glückliche, aber für das deutsche Vaterland trübe Zeit, erwuchs ihr aus der Residenz des Churerzkanzlers, der, nachdem Mainz den Franzosen abgetreten worden war, in Regensburg seinen Sitz bekam. In den Schreckenstagen von 1809 duldete Regensburg viel. Die Franzosen hatten es in Brand geschossen und geplündert. 1810 endlich kam es durch ein Diktat Napoleons an Bayern, in dessen Besitz es seitdem geblieben ist.

Die Lage Regensburg's am rechten Ufer der schiffbaren Donau ist für den Handel sehr günstig. Durch die uralte Steinbrücke wird es mit Stadt am Hof und dem linken Ufer verbunden. Die ganze Gegend ist eben so schön als fruchtbar. Eine unermeßliche Ebene breitet sich am südlichen Gestade des Stromes hin; am nördlichen steigen Hügel malerisch empor und verlieren sich an den in der Ferne dämmernden Gebirgen der böhmischen Grenze. Prachtvoll erscheint von den höhern Standpunkten die Stadt mit ihrem ehrwürdigen Dom und ihren vielen schlanken Thürmen. Der ganze Charakter der Landschaft ist deutsch, reich an schönen Baumgruppen, fetten Wiesengründen, bewaldeten Höhen, Ortschaften mit gothischen Dorfkirchen, artigen Landsitzen der Patrizier und reichen Kaufleute, und etwas weiterhin staffirt mit Ruinen von Burgen und Capellen. In der Ferne aber ragt der hehre Tempel der Walhalla und sagt dir, daß du dich auf des Vaterlandes geweihtestem Boden befindest.

Das Innere der Stadt trägt den Stempel der alten, deutschen, großen Reichsstädte, welche wir früher schon (in den Beschreibungen von Augsburg, Nürnberg und Frankfurt) ausführlich schilderten. Weit überhängende uralte Häuser mit Erker und ungleichen Fenstern, hohen der Straße zugekehrte Giebeln, mit Wetterfähnchen und Thurmspitzen, füllen die engen, winklichen, doch reinlich gehaltenen Gassen der Altstadt. Hie und da guckt ein

geschnitztes Heiligen= oder Madonnenbild von einer Hausecke oder über einer Pforte herab, und auf manchen Wänden sieht man alte Malereien in Fresko. Sie stellen vor die Legenden von Drachentödtern, Riesenbezwingern, dem großen Christoph, Goliath ꝛc. (gern bezogen unsere Voraltern Profangeschichten sinnbildlich auf das Heilige) und geben vielen Häusern ihren Namen. Die Märkte sind unregelmäßig, doch einige groß, wie der Emmeran's= und Dominikanerplatz. Die älteste Straße ist die Wallerstraße, mit Ueberresten noch aus der Römerzeit; die prächtigste die Maximiliansstraße, mit durchaus neuern Gebäuden. Fast alle Kirchen sind sehr alter Gründung, und keine ist, die nicht dem Kunstfreund durch irgend ein bedeutendes Werk der Skulptur, Malerei oder Bildschnitzerei für die Mühe des Besuchs reichlich entschädigte. Aber das schönste und ehrwürdigste Denkmal deutscher Kunst ist der herrliche, weltberühmte Dom. Von ihm sagt Wiebeking (i. s. Baukunst, 1. Bd. 684): „es ist uns noch gegenwärtig der vollgültigste Zeuge von einer Zeit, worin die kraftvollen Magistrate einzelner Städte und ihre biederen, fleißigen und tüchtigen Bürger vom Eifer beseelt waren, großartige Bauwerke zu errichten zur Ehre des ewigen Gottes. Es war ohne Zweifel das Gefühl wahrer Gottesfurcht, welches zum Entschluß auch dieses gewaltigen Monuments begeisterte, das ebenso über Regensburg's moderne Wohngebäude hervorragt, als die Zeit alter biederer Sitte über ein verdorbenes Jahrhundert, worin die Gewalt über das Recht, Scheinheiligkeit über Moralität, persönliche Protektion über wahres Verdienst siegt, und der Egoismus alle edlen Gefühle der Dankbarkeit oder Anerkennung ächter Kenntnisse erstickt." —

Der Bau dieser Kirche, welche, wäre der ursprüngliche Plan durchgeführt worden, an Herrlichkeit den Straßburger Münster noch übertroffen haben würde, dauerte von 1273 bis 1456. Mit der Dämmerung des Reformationslichts erlosch die opfernde Flamme, und mit dem Vertrocknen der Geldquelle hörte auch die Fortsetzung des Riesenbaus auf.

Die Thürme, die 450 Fuß hoch geführt werden sollten, waren damals noch lange nicht zur Hälfte ihrer Höhe gebracht; auch der innere Schmuck blieb unvollendet. Aber in ihrer Einfachheit machen die drei majestätischen Hallen, deren jede, 300 Fuß lang, von 60 Fuß hohen Bündelpfeilern getragen wird, einen nicht weniger tiefen Eindruck. Auf den Pfeilern ruhen die hohen Seitenmauern des Mittelschiffs, mit 20 großen Fenstern voller Schmelzmalereien, die eine sanfte, aber hinreichende Beleuchtung auf die weiten Räume werfen. Die Höhe des Mittelschiffs ist 120 Fuß; die des Chors 140'. An den Wänden hin reihen sich die Denkmäler geistlicher und weltlicher Fürsten und die der alten patrizischen Geschlechter.

Regensburg steht an Menge und Zweckmäßigkeit seiner Anstalten für Erziehung, Wissenschaft und Kunst keiner deutschen Stadt ähnlicher Größe nach. — Außer einem Gymnasium, Lyceum und Seminar bestehen eine gut eingerichtete Landwirthschafts= und Realschule, 2 öffentliche Bibliotheken, Sternwarte, historische, landwirthschaftliche, naturwissenschaftliche Vereine und eine botanische Gesellschaft, welcher eigene Pflanzensammlungen in

ihrem Garten, so wie die herrlichen des fürstl. Thurn- und Taxischen Hauses zu Gebote stehen, und die ihre Wirksamkeit weit über Deutschlands Grenzen hinaus verbreitet; — Wohlthätigkeitsanstalten, zum Theil noch patriotische Stiftungen aus Regensburg's großer Zeit, sind in Menge vorhanden.

Der Regensburger lebt in der Regel einfach, und der Luxus der großen Rheinstädte ist hier nur ausnahmsweise zu finden. Kein Regensburger, sey er noch so vornehm, scheut sich zu arbeiten, und dieser rührige, rüstige, praktische Sinn ist die ächte Fundgrube des städtischen Wohls. Die Faulheit kommt hier eben so wenig auf, als in Augsburg oder in Nürnberg. Ist auch in den reichen Kaufmannshäusern (deren es hier mehre giebt), das Bedürfniß nach Aufwand nicht immer fern gehalten worden, so wird man doch auch den frommen, häuslichen Sinn, herzliche Familienverhältnisse und die Neigung für Wohlthätigkeit selten vermissen. — Das Volk der untern Classen ist kernhaft, beginnt den Wochentag mit Gebet und Arbeit und beschließt ihn selten bei Bier und Tabak, Karten und Wein. Aber den Sonntag und Feiertag gibt es halb der Kirche und halb der Fröhlichkeit hin, eingedenk des alten guten Sprichworts: „Jedem Häslein bescheert Gott sein Gräslein!" — Für gesellige Vergnügungen der höheren Classe wirken viele Vereine, ein gutes Theater, Concerte rc.

Regensburg's Gewerb- und Handelsverhältnisse gehen, nach langer trüber Zeit, jetzt einer schönen Zukunft entgegen. Der Ludwig-Donau-Mainkanal, welcher Nordsee und schwarzes Meer verbindet, und noch mehr der unausbleibliche Anschluß an das norddeutsche Eisenbahnnetz, werden, mit der Dampfschifffahrt auf der Donau zusammenwirkend, Regensburg zum großen Emporium für den Süden von Deutschland machen — und mit den Worten eines Vaterlandsfreundes zu reden: „die Helden der Walhalla werden mit Stolz auf den Weltverkehr herabblicken, der sich ihrem Volke zu ihren Füßen öffnet." —

Ehe ich von Regensburg scheide, wage ich noch einen sauern Gang; ich habe mir ihn aufgespart, wie die Kinder ihren besten Bissen, bis zuletzt. Ich gehe zum Rathhaus. Mein Führer öffnet erst die Marter- und Folterkammern parterre; — schauerliche Gewölbe, mit schauerlichem Werkzeug. Dann führt er mich hinauf, schließt auf, und ich trete in den Raum, wo das heilige römische Reich — während Deutschlands langer Nacht — Tag gehalten hat fast zwei Jahrhunderte. Leer sind die Wände, leer die Tafeln, die Sessel leer. Ich schaue in den öden Saal hinein, wie in einen leeren Traum, gestern oder vor Jahren ausgeträumt, der, wenn er in's nüchterne Leben herübergaukelt, dieses nur stört und verwirrt.

„Ja, du bist dahin, mein Deutschland! Zertrümmert bist du, und der Deutsche hat kein Vaterland mehr!" — so klagte ich, als vor 35 Jahren der Eroberer dem Fürstenverrath am Vaterlande den Purpur umhing, auf Vasallenhäupter Kronen drückte, und erlauchte Wähler des Reichs zu König-Sklaven des Rheinbundes erniedrigte.

Wie war ich damals thöricht! — Mein blödes Auge konnte es nicht erkennen, daß ein Blitz die dürre, morsche Krone der deutschen Eiche zerschlagen mußte, auf daß die Wurzel gerettet würde vor der Fäulniß von oben und

sie frische Triebe auswerfen könne in die Höhe. Regensburg, du zeugst davon! Fast zwei hundert Jahre lang, von der ersten Sitzung an, die der Fürstenrath in deinen Mauern abgehalten, war die deutsche Geschichte ein Welken und ein Dürren, und als auf des Korsen Zauberspruch die Glieder abfielen, trennten sie sich von einem Leichnam. Der Rheinbund, in dem ich damals blos den Zerstörer sah, er hat sich in der That nicht minder als ein Erhalter erwiesen. Er war das Magazin, das die noch tauglichen Sparren und Balken aus dem morschen Hause aufnahm und sie vor Verderbniß bewahrte, bis die Zeit kommen würde, wo sie zusammen setzen sollten den neuen Bau, in welchem, — mögen auch die Frankfurter Uhren noch so falsch gehen! — eine bessere Zeit die ersten Stunden dennoch geschlagen hat.

Ja, ich preise den Tag, an dem das letzte Buch Papier in Regensburg zum Reichstagprotokolle verdorben wurde, wie ich den Axthieb segne, welcher vom zerschmetterten Stamme das letzte faule Stümpfchen wegnahm. Aufwärts und endlos vorwärts streben die eben dadurch hervorgelockten Schößlinge, welche, wie die Zweige früher eine Krone, ein Stamm vereinigt hat, jetzt die gleiche Wurzel, der gleiche Ursprung, die gleiche Sitte verbindet. Was mir damals, in der langen Nacht, als Untergang des deutschen Sterns erschienen, war doch nur ein Sternschneutzen, und obschon auch er einst als Abendstern leuchten wird, — denn Völkerimmortellen blühen niemals, — so erscheint doch die Bahn, die er noch zu durchlaufen hat, dem Auge in der That unendlich. —

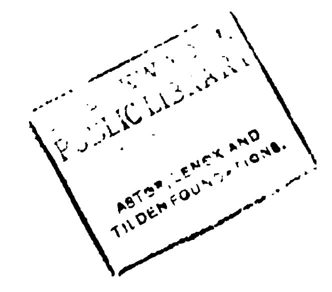
CCCXXXXIX. Die Insel Wörth und ihre Ruine.

Wörth, der fluthenumbrauste Fels mit seinen Trümmern ist die schönste Parthie der Donau von Linz bis nach Mölk hinab. Die Donau erweitert sich hier und erinnert an eine der gemüthlichern Parthien des Vierwaldstädter Sees in der Schweiz. Alle Felsgipfel der waldumkränzten Höhen prangen mit Ruinen alter Burgen und auf jeder Landzunge lugen Weiler und Dörfer zwischen Obsthainen und freundlichen Gärten heraus. Nahe der Insel bildet der Strom den furchtbaren Greinerschwall, — eine Stelle, wo er über Klippen brausend und schäumend dahin tobt.



BURG WOERTH

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Instit. in Hildbgh.



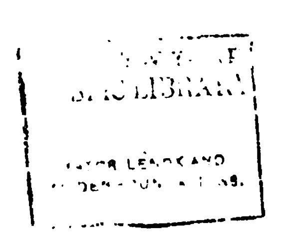




STOCKHOLM
von der Mälar-Seite

Aus d.Kunstanstalt d.Bibliogr.Inst.z.Hildburgh.

Eigenthum der Verleger



MEXICO

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildbh.



CCCL. Stockholm, vom Mälarsee aus.

Wir ergänzen mit diesem schönen Bilde die Ansichten des nordischen Venedig's, welche unsere Schilderungen in einem frühern Bande dieses Werkes begleiten *).

CCCLI. Mexiko.

Mexiko ist das Land der Contraste. Unabsehbare, grasreiche Ebenen und himmelhohe Gebirge, Steppen und Wälder, tiefe Moorgründe und Vulkane, menschenleere Strecken mit dichtbevölkerten Distrikten voller Städte und Dörfer, eisige Morgenluft und sengende Mittagsschwüle, die Flora der scandinavischen Alpen und des heißen Erdgürtels, nordische Fichtenwälder und Dickichte von Cactus, kupferfarbige Indianer und schwarzhäutige Söhne Afrika's neben den weißen Kindern der Europa, die gröbste Unwissenheit neben hoher Bildung, Aberglaube und Unglaube, tiefe Armuth und colossaler Reichthum zeigen hier den Wechsel in den grellsten Farben. — Das Reisen in Mexiko ist höchst beschwerlich. Nur von Veracruz, Guadalaxara und ein paar andern größern Städten gehen auf schlechtchaussirten Wegen Diligencen nach der Hauptstadt. Im Allgemeinen aber vertreten das Roß und das Maulthier die Eilwagen und Postkutschen, und der Waarentransport fällt jenen fast ausschließlich

*) Universum, VI. Bd., S. 57 und 113.

zu. Die Maulthiertreiber, welche, wie die Cameeltreiber im Morgenlande, hier oft Caravanen (Condukten) von 1000 und mehren Thieren bilden, sind, sowie die Bauern, meist wirkliche Mexikaner, Nachkommen der Azteken, welche Cortez und seine Spanier in der Eroberungsepoche unterjochten. Neben der Sprache ihrer Väter reden Alle spanisch, und die Hauptzüge ihres Charakters sind noch die nämlichen, wie sie ihre Unterjocher vor 300 Jahren beschrieben: Gutmüthigkeit und Dienstfertigkeit. — Die immerwährende Abwechselung des Terrains, seine Zerrissenheit und die furchtbaren Bergschluchten machen die Anlage von Kunststraßen in Mexiko so äußerst kostspielig, daß unter den gegenwärtigen Verkehrs-, Bevölkerungs- und Finanzverhältnissen des Landes solche gar nicht gefordert werden kann. Auch die Wasserstraßen bieten der Communikation und dem Transport keine Erleichterung. Die meisten Ströme sind wilde Bergwasser voller Schnellen und Stürze, und selbst die großen Flüsse sind nur auf kurze Strecken ohne Unterbrechung schiffbar. Daher bleiben dem Reisenden in den Gebirgen nur die Saumpfade übrig, die öfters große Strecken lang an den Abgründen hin, oder, im Zickzack, steilen Felswänden hinangehen, und er muß sich ganz auf den sichern Tritt seines Thiers verlassen. — Die mexikanischen Dörfer bestehen in den heißen Niederungen aus leichten Gebäuden von Rohrwerk, in den Gebirgen aus Lehm. Es sind mehr Hütten, als Häuser. Die Physiognomie der Landstädte ist schon besser. Die niedrigen, dachlosen Privathäuser machen zwar keinen Anspruch auf architektonische Schönheit, aber die öffentlichen Gebäude, Kirchen und Klöster zeigen häufig wahre Pracht. Jede größere Stadt hat ihr Theater und ihren Conzertsaal, und der in den vornehmern Ständen häufig anzutreffende Reichthum äußert sich in glänzenden Festen, wo man jedoch mehr noch als dem Vergnügen der Spielsucht opfert. Aechte Geselligkeit ist in Mexiko in der That nicht zu finden. Die fortwährenden politischen Kämpfe, denen das Land preisgegeben ist, hindern die Entwickelung des gesellschaftlichen Lebens mehr, als der ernste Charakter der Mexikaner. Partheigeist oder Furcht herrschen, und sie ersticken das geistige Leben, ehe es zur Blüthe kommt. Nur in der Hauptstadt wird dieß durch den Einfluß der vielen ansässigen Europäer etwas gemildert.

Groß sind die Erwartungen, unter denen der Reisende sich der Capitale des Landes nähert. Die anziehenden Erzählungen, die er von Jugend auf über die alte Hauptstadt der neuen Welt vernommen oder gelesen hat, über die Eigenthümlichkeit seiner Lage, über die Schätze seiner Klöster und Kirchen, über den Reichthum seiner Bewohner — dazu das Wunderbare seiner alten Geschichte, — alles Das prägt in seiner Vorstellung ein Bild aus, welches um so lebhafter wird, je näher der Erwartung die Wirklichkeit tritt.

Und in der That, schon beim ersten Anblick erkennt man in Mexiko die Hauptstadt eines großen Reichs. Obschon das Plateau, auf welcher sie liegt, 7000 Fuß hoch über der Meeresfläche sich erhebt, so scheint es doch, da es rings von weit höhern Bergen umgeben ist, wie ein tiefer Bergkessel, und die Menge der Dome,

Kuppeln und Thurmspitzen, welche von den unzähligen Kirchen und Klöstern emporragen, läßt die Stadt noch größer erscheinen, als sie wirklich ist. Sie deckt einen Flächenraum, der dem von Berlin mindestens gleichkommt, und die Zahl ihrer Bewohner übersteigt 180,000. In der neuen Welt wird sie nur von Philadelphia und New-York an Größe übertroffen. Meriko ist so angelegt, daß sich die vollkommen geraden Straßen in rechten Winkeln durchschneiden. Die Hauptstraßen sind fast so breit, wie die in Petersburg, und sie haben eine Länge von 1 bis 1½ Stunden. Trottoirs laufen an beiden Seiten hin; aber die Reinlichkeit läßt Vieles zu wünschen übrig. Die Nebengassen zumal sind bei feuchtem Wetter wegen des fußhohen Kothes kaum zu passiren.

Der Blick von allen Hauptstraßen, welche die Stadt von einem Ende zum andern schnurgerade durchschneiden, ist außerordentlich schön. Das Auge des Wandelnden ruht auf den imposant gestalteten, das Thal von Meriko umgebenden hohen Gebirgen, welche, der Klarheit der Atmosphäre wegen, so nahe erscheinen, als erhöben sie sich unmittelbar am Ende der Straßen. Die schönste der letztern ist die de los Plateros. Blos Juweliere und Silberschmiede wohnen da, in deren Läden man die ungeheuersten Reichthümer aufgespeichert findet; denn nirgends in der Welt ist der Luxus in goldnen und silbernen Geschirren so allgemein und so überschwenglich, als in diesem, an edlen Metallen so reichen Lande. Die Architektur der Privatwohnungen ist nicht prächtig; Stattlichkeit und Solidität aber den meisten gemein. Sie haben zwei, auch drei Stockwerke; nie mehre. Balkons aus Eisen oder von Kupfer, hübsch, oft sogar kunstreich gearbeitet, sieht man an jeder Etage. Der Anstrich der Häuser ist grellfarbig — meist blau, roth oder grün; hie und da stehen Heiligenbilder und Madonnenstatuen in Wandnischen, und vor manchen brennen ewige Lampen. Alle Häuser haben platte Dächer mit Attiken. Das Erdgeschoß ist in der Regel nur zu Kaufläden eingerichtet, deren beständig geöffnete Thüren das Licht zuführen. Große Schilder über und neben dem Eingang tragen den Namen des Besitzers. Das Hauptthor der größern Häuser führt, wie im andalusischen Mutterlande, in einen Hof (den Patio) der mit bunten Steinen zierlich gepflastert und gemeinlich mit Bäumen und mit Blumenstellagen umgeben ist. Nach dem Hofe zu läuft um jede Etage ein Säulengang, auf dessen Brustwehr blühende und seltene Gewächse, oft in porzellanen Gefäßen, geschmackvoll geordnet stehen. Ein Springbrunnen in der Mitte des Hofs verbreitet Kühlung. Auf jenen Gallerien öffnen sich auch die Thüren der Zimmer und Säle. Die Wohnräume, stets hoch und luftig, sind selten tapezirt, sondern auf nassem Kalk bemalt. Kupferstiche in goldnen Rahmen trifft man im Zimmer jedes Wohlhabenden. Das Meublement ist glänzend, oft von Mahagony. Die bessern Meubel werden jedoch nicht hier gefertigt, sondern als Waare aus Frankreich und Nordamerika eingeführt. In jedem Zimmer steht wenigstens eine Heiligenfigur (von Holz, Wachs oder Elfenbein) auf einem Ecktischchen, zwischen mit künstlichen pariser Blumen angefüllten Porzellanvasen, unter

Glasgehäusen. Die Mexikaner sind noch große Verehrer der Heiligen, und das gottlose Beispiel im Mutterlande hat bei der Tochter keine Nachahmung gefunden. Noch hat hier die Priesterwelt ein Paradies. Man schätzt die Jahres-Einkünfte der hiesigen Geistlichkeit (4000 geschorene Köpfe gibt es!) auf mehr als anderthalb Millionen Piaster. Fast jeder Tag hat seinen Spezialheiligen, der von irgend einer Congregation mit Prozession, Illumination, Feuerwerk und Böllerschießen gefeiert wird, und an dem Feste der Groß-Dignitarien des Himmels nimmt das ganze Regierungspersonal en robe, und die gesammte Militairmacht, unter Kanonensalven und Janitscharenmusik, Theil. Die größere Zahl der Geistlichen steht in dem Rufe eines sehr weltfreundlichen Wandels, und die Unwissenheit ist der Meisten Erbtheil. Die Sitten sind im Allgemeinen gar lax in Mexiko, und die Damen zumal genießen großer Freiheit.

Unter den Merkwürdigkeiten der Hauptstadt hat der Nationalpalast (sonst der des Vicekönigs), nicht blos wegen seiner ungeheuern Größe und Bestimmung, sondern auch dadurch Interesse, daß er auf der Stelle der Residenz der alten Azteken-Dynastie (der Kaiser von Mexiko) errichtet wurde. Wenige Ueberreste davon sind noch zu sehen. Es umfaßt dieser Pallast die Sitzungssäle und Kanzleien für sämmtliche Oberbehörden der Union, und zugleich halten die legislativen Körper, Senat und Deputirte, hier ihre Versammlungen. Der Saal der letztern ist halbkreisförmig und die Sitze der Abgeordneten sind amphitheatralisch um den Präsidentenstuhl gereiht. An den Wänden prangen die Namen der Befreier des Vaterlandes von dem spanischen Joche in goldenen Buchstaben. Der Faktionsgeist ist der Krebsschaden, der in Mexiko eben so wie in den südamerikanischen Föderativ-Republiken am Staate fortwährend nagt und ihn an der großen Entwickelung hindert, welcher er von Natur fähig ist. Jener böse Geist durchdringt alle Stände und den Stamm wie die Zweige der Regierung; er macht die Stellung der Beamten sehr unsicher und nährt die verderbliche, allgemeine Ansicht derselben, daß sie das Amt nur als eine Gelegenheit besitzen, sich zu bereichern und den Staat ex professo zu plündern. Die wenigsten Verwaltungsbeamten genießen hinlängliche Besoldungen, um anständig davon leben zu können, und sind gleichsam auf den Raub mit angewiesen. Unter diesen Verhältnissen ist der Schatz der Union stets leer, und die couranten Einkünfte sind auf Jahre hinaus durch temporäre Anlehen bei hiesigen Handelshäusern zu 4 Prozent monatliche Zinsen verpfändet und voraus verzehrt. Bei dieser Wirthschaft verliert freilich die Unionsregierung eben so sehr an Kraft als an Achtung, und die schönen Reden und patriotischen Vorschläge der Deputirten verhallen ohne That. Selbst die Polizei ist notorisch bestechlich und die öffentliche Sicherheit daher schlecht gewahrt. Räuberbanden treiben in den Gebirgsgegenden ungescheut ihr Wesen; sie machen für jeden Transport kostbarer Güter (besonders edler Metalle aus den Bergwerken und Münzen) starke militärische Bedeckung nöthig und das Reisen überhaupt gefährlich. Kein Wunder, wenn bei solchem Stand der Dinge die wichtigsten Institute für Förderung von Kunst und Wissen-

schaft siechen! Die hiesige Universität, die Bergakademie ꝛc. ꝛc. sind von der Nation auf das freigebigste votirt; aber bei der Wahl der Lehrer entscheidet blos Gunst, die Parteifarbe, fast nie das größere Verdienst. Die Hauptfeder der Staatsmaschine bleibt die Soldateska, welche gut besoldet, glänzend gekleidet ist und durch ihr Benehmen zeigt, wie sie weiß, daß die Sicherheit des Throns der bürgerlichen Freiheit auf ihren Bajonetten ruht. Die regelmäßige Garnison von Mexiko besteht aus 8000 Mann, während die Unionsregierung der Vereinigten Staaten von Nordamerika nicht einmal eines Wachtpostens bedarf. Hier ist aber die Executivgewalt das ächte Erzeugniß des Majoritätswillens eines aufgeklärten Volks; dort machen sie die Faktionen, und die stimmberechtigte, urtheilsunfähige Masse dient diesen blind zum Werkzeug. Verbessern werden sich diese Zustände in eben dem Maaße, als Unterricht und Bildung mehr und mehr alle Klassen durchdringen, und ein Fortschritt ist in den letzten zehn Jahren auch nicht zu verkennen. Aber ein Haupthinderniß einer raschern Entwickelung zu einem edleren Volks- und Staatsleben ist, wie in allen andern, dem Katholicismus huldigenden amerik. Freistaaten, das Pfaffenthum, welches hier, wie allwärts, das Reich der Dummheit Schritt vor Schritt vertheidigt.

Unser Bild führt uns auf den vornehmsten öffentlichen Platz der Hauptstadt, den **Plaza Mayor**, und vor die Cathedrale, — dem größten und prächtigsten Hause für die Verehrung Gottes in der neuen Welt. Dieses im Eskurialstyle, unter Philipp's II. Herrschaft mit einem Aufwande von anderthalb Millionen Piaster errichtete, später noch sehr erweiterte Gebäude steht auf derselben Stelle, auf welcher einst der Haupttempel der Azteken sich erhob, da, wo der unglückliche Montezuma für die Vernichtung der christlichen Räuberschaaren dem Weltgeiste opferte. Es nimmt die ganze Nordseite des 800 Fuß breiten Platzes ein, den gegen Osten die Fronte des National-Pallastes schmückt, und auf 2 Seiten Arkaden verzieren, unter denen sich Kaufläden, Speise-, Wein- und Kaffeehäuser reihen, und wo sich immer ein reges Leben bewegt. Die Cathedrale steht auf einer Estrade oder Erhöhung; die nach Süden gerichtete Hauptfaçade hat drei magnifike Portale, zu deren Seiten sich die beiden Glockenthürme erheben. Die übrigen Fronten sind einfach, im dorischen Styl. Das ganze Gebäude enthält eigentlich sieben Kirchen, von denen jedoch immer nur eine gleichzeitig im Gebrauche ist. Die Hauptkirche besteht aus fünf Schiffen neben einander. Vierzehn große Pfeiler tragen das Mittelschiff; majestätische dorische Säulen die Gewölbe der Nebenschiffe. An die hintersten reihen sich 14 Kapellen, 7 auf jeder Seite. Am Hochaltare wölbt sich der Dom fast zwei hundert Fuß hoch über dem Boden der Kirche. Nichts in der Welt kann sich der Pracht vergleichen, welche zur Verzierung dieses Tempels verschwendet ist. Des Hochaltars Spitze, ein Meisterstück der Holzschnitzerei, berührt den Dom. Die Säulen, welche das Tabernakel umgeben, sind von Jaspis, die, welche dasselbe selbst bilden, von Silber, die im Innersten von massivem Golde. In der Kuppel stehen die silbernen Statuen der zwölf Apostel und der Erzväter. Doch ist alle diese Herrlich-

keit nur eine Andeutung von der Größe des eigentlichen Kirchenschatzes. Gegen diesen gehalten erscheint der Reichsschatz im Londoner Tower unbedeutend. Staunend sieht man die Menge der aus dem köstlichsten Stoffe gefertigten Kirchengefäße, die Kelche, Ciborien, Leuchter, Krummstäbe aus reinem, mit Diamanten und Edelsteinen bedeckten Golde, die funkelnden Stolen und Meßgewänder und die Staatsroben, in welche, an ihren Fest- und Ehrentagen, die Heiligen- und Marienbilder auf den Altären in den Kapellen gekleidet werden. — Man betrachtet verwundernd diese im Laufe der Jahrhunderte aufgespeicherten todten Schätze, und fragt sich, was sollen sie hier im Hause des Herrn der Welt? was sollen diese stolzen, pomphaften Gewänder den Jüngern des Weisen, der von allen Gütern der Erde nicht eine Scholle besaß, sein Haupt darauf zu legen? Unmöglich kann der Schöpfer mit solchem Flitterstaat in die Seelenpforte des wahrhaft Frommen treten, und wenn dieser mit betenden Händen hinaufblickt zur blauen Decke des Doms, ist's gewiß nur das Sehnen und Ziehen seines Herzens nach dem Himmelsblau, dem unabsehlichen Land der Ewigkeit, womit der Alliebende seine Erde und Menschen tröstend umringt hat.

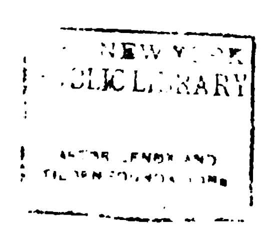
CCCLII. Schloss Ambras bei Innsbruck.

Im weiten Innthale, drei Viertelstunden von der Hauptstadt Tyrols, auf dem Scheitel einer sanftansteigenden Höhe, steht Schloß Ambras, einst viel besucht um seiner jetzt in der Hauptstadt Oesterreichs aufgestellten Kunstsammlung willen, in der deutschen Romantik aber ein immerfort gefeierter Name. Blos ein Castellan wohnt jetzt in diesem Schlosse, wo einst Ferdinand von Oesterreich mit der schönen Welserin lange und glückliche Tage der treuesten, gegenseitigen Liebe verlebte. Bartholomäus Welser, der steinreiche Augsburger Kaufherr, der mit Fuggern Kaiser Karl V. 12 Tonnen Goldes vorschießen konnte, jener unternehmende Mann, der Flotten ausrüstete, um in der neuen Welt deutsche Colonien anzulegen und der sich ein Reich (Venezuela) eroberte, das größer war, als ganz Deutschland — dieser mit dem Titel eines kaiserlichen geheimen Raths geschmückte Patrizier hatte

SCHLOSS AMBRAS
in Tyrol

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildbh.





eine Nichte, welche durch Schönheit und Anmuth alles bezauberte, was sich ihr nahete. Als Karl V. in Augsburg Reichstag hielt, wohin ihn sein Bruder, Ferdinand, nachmaliger Kaiser, begleitete, sah dessen Sohn, der 19jährige Erzherzog Ferdinand, im Welserschen Hause oftmals die schöne Bürgermaid, und in beider Herzen leuchtete bald die innige Liebe. Aber über der Liebe wachte in Philippinen die Sittsamkeit und der Stolz der Tugend. Nur am Altare war für den Erzherzog Vereinigung zu hoffen. Er ließ sich daher trauen mit Philippinen, ohne Vorwissen seines Vaters, ohne Einwilligung des die halbe Welt beherrschenden Onkels. Der Vater verwies den unlöslich Verbundenen zürnend auf die einsame Burg im Innthale. Da floh von ihnen der fürstliche Glanz; aber das größte irdische Glück — das häusliche, welches die Liebe täglich neu schmückt, — das kehrte dafür ein. Acht Jahre lang waren die Getreuen aus den Augen des Vaters verbannt gewesen — als ihm eines Morgens eine Frau unter fremden, angenommenem Namen eine Bittschrift überbrachte. Betroffen von ihrer Schönheit und der Würde und Anmuth ihres Wesens, sagte ihr der Kaiser schmeichelhafte Worte. Da schöpfte sich Philippine ein Herz, umfaßte des Kaisers Kniee und flehte Vergebung für ihren Gemahl. Er verzieh Beiden und erklärte ihre Kinder für legitim; nur sollten sie den Titel Erzherzöge nicht führen, sondern den der Markgrafen von Burgau. So großherzig war Ferdinand nicht, daß er zum Herrn sich hätte machen können über alles Vorurtheil, — daß er daran gedacht hätte, wie der Habsburger Ahnherr auch nur Einer gewesen aus ritterlichem Stamm. 30 Jahre dauerte die immer glückliche Ehe und noch nach der Welserin Tode ehrte sie Ferdinand durch eine Denkmünze mit ihrem Bilde und der Randschrift: „Der göttlichen Philippine" (Divae Philippinae.) Von ihren beiden Söhnen wurde der älteste Cardinal; der andere aber führte die Heere des Habsburger Hauses in Ungarn und in Spanien mit Ruhm; doch kinderlos dorrte mit ihm der Zweig wieder ab, der jener seltenen Verbindung entsproßt war. Auch der Welser Reichthum zerrann in den Händen ihrer Erben — die amerikanischen Besitzungen verschlangen die Tonnen Goldes, eine nach der andern, und konnten dennoch nicht behauptet werden, und weniger glücklich als die Fuggers, welche fürstliche und gräfliche Namen und große Besitzungen in die Gegenwart gebracht haben, zerstreute sich die Familie nach Ulm, Nürnberg, Wien — und trat in die Dunkelheit zurück. Nur die Liebe verklärt den Namen noch und ihn segnet der edle Wohlthätigkeitssinn Philippinens, der in vielerlei Stiftungen bis heute fortwirkt. Fremde Hand schrieb einst auf ihren Grabstein: „Den Jammer auf Erden konnte ich nicht tilgen; aber viel Jammernde nennen meinen Namen und denken an mich in Liebe."

CCCLIII. Madrid; die Strasse Alcala.

Gruppen ärmlicher Häuser, ein hölzernes, von Wind und Wetter hart mitgenommenes Kreuz, auf dessen Armen einige Kiesel liegen, andeutend das Gebet eines frommen Wanderers für die arme Seele eines Ermordeten; dann und wann ein Zöllnerhäuschen mit Schlagbaum, ein ferner Blick auf die kühn aufstrebende, schneebedeckte Sierra; zuweilen eine glänzende Vista über die dürren, wie ein Meer in Wellenlinien sich hinziehenden Ebenen Neucastiliens, in langen Zwischenräumen die weißen, mehr abstoßenden als anziehenden Häuserwände eines Dorfes, welche die Sonnenstrahlen schmerzhaft-blendend zurückwerfen, und jene widerliche Monotonie der Fernen, welche die völlige Baumlosigkeit noch mehr heraushebt, — das ist die Landschaft, in deren Mitte Karl V. in unbegreiflicher Laune die Hauptstadt seines Reichs gebaut, in welchem damals die Sonne nicht unterging. Nur Roms Campagna kann einigermaßen einen Vergleichpunkt abgeben. Der Reisende, der anfänglich seinen Augen kaum getraut hat, wird endlich ganz muthlos und spannt seine Erwartungen um so tiefer herab, je höher er sie früher geschraubt hatte. Endlich kommt er an eins der Klöster, welche wie ein Gürtel auf allen Höhen die Hauptstadt umfassen. Todtenstille herrscht — geschlossen sind Fensterläden und Thüren — vor den Thoren, zwischen den Steinsitzen vor denselben, wächst hohes Gras. Aber nur wenige Minuten noch — und Dome und Kuppeln und hochemporgipfelnde Glockenthürme springen, wie auf den Schlag einer Zauberruthe, aus dem Boden, wie silbern strahlen die Zinn- oder Bleidächer ꝛc.; und entzückt ob der Verwandlung, vergißt der Reisende gern die hinter ihm liegende Oede. Einige Schritte weiter, und der großartige Palast des Herzogs von Alba mit seinen Gärten, die ungeheuere Masse des Jesuiten-Collegiums und die Königsburg, die sich stolz aufrichtet aus dem durchwimmelten Häusergewühl, sie werden kenntlich und verkündigen die unmittelbare Nähe des Ziels.

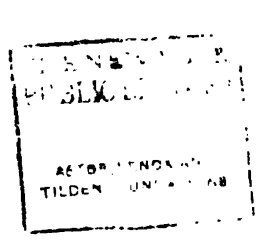
Im Einklang damit steht der Eingang der Straße von Alcala de Henares; er entspricht völlig der glänzendsten Vorstellung von der Hauptstadt eines so großen Reichs. Noch vor dem Thore von Alcala fesselt die unermeßliche Rotunda für die Stiergefechte auf der rechten Seite die Aufmerksamkeit; — jedoch sie erfreut nicht, denn sie versperrt die schönste Aussicht auf die Stadt. Sodann fällt der Blick auf die



DIE ALCALA IN MADRID

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildb.

Eigenthum d. Verleger



Porta triumphalis der Alcala und durch die unermeßlichen Bogen schweift er die ganze unabsehbare Straße entlang, welche mit den herrlichsten Gebäuden und öffentlichen Denkmälern zu beiden Seiten prangt. Zugleich kann man die Privatgärten und Parkanlagen des Retiro überschauen, deren Pagoden, Thürmchen, Kiosks und Tempelchen aus Baumgruppen ragen.

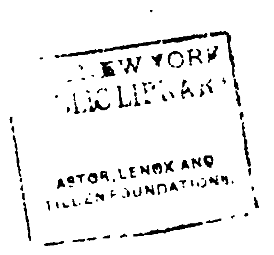
Auf der Alcala legt sich die spanische Eitelkeit in glänzenden Equipagen und einer Fülle von betreßten Bedienten, Lakayen, Heiducken und Jägern zur Schau aus. Besucht der Reisende ein oder das andere Caffeehaus dieser Straße, um eine Schale Eis oder Chokolade zu schlürfen, so hat er das Nobelste dieser Art gesehen, was die Hauptstadt Spanien's bieten kann. Dennoch wird er es unter der Mittelmäßigkeit finden, wenn er den Pariser oder Berliner Maaßstab anlegt. Die Gasthöfe sind schlecht und theuer, und wer einen längern Aufenthalt beabsichtigt, thut wohl, sich sogleich in einem der Casas de huespedes, welche den Board and Lodging-Houses in London, oder den Hôtels garnies der Pariser entsprechen, einzuwohnen, wo er für 2 bis 3 Pesos die Woche ein paar mit Estrich oder Backsteinen belegte lichte Zimmer (Salon und Cabinet) und das nöthigste Ameublement findet. Letzteres besteht fast immer aus 2 Tischen, ½ Dutzend Stühlen und einem Kanapee von Kirschbaumholz, mit Binsen überflochten, einer Komode und einem Bett mit Matratzen. Die wohlgeweißten Wände sind häufig mit colorirten Lithographien in Mahagonyrahmen geschmückt, meistens Scenen aus dem Freiheitskriege vorstellend. Heiligenbilder sind zwar überall verschwunden. Für Comfort kennt der genügsame Spanier so wenig den Namen, als den Begriff; doch gewöhnt man sich leicht an die nationale Frugalität. Eine sehr kleine Tasse Chokolade und ein Stück Brod ist das allgemeine Frühstück. Gewöhnlich wird sie im Bette genommen, dann aufgestanden und im tiefsten Negligé zum Balkon geschlendert, um mit den übrigen Hausgenossen eine Viertelstunde die frische Luft zu genießen. Man macht dann seine Toilette, raucht eine Cigarre, liest das Tageblatt, und so kommt eilf Uhr herbei, wo man das Déjeuner nimmt, das aus einigen Schnittchen Brod, kaltem Fleisch und einem Glas Wein besteht. Man besorgt dann seine Geschäfte bis um zwei Uhr, die Zeit des Mittagsessens. Dieses besteht unabänderlich aus einer sehr nahrhaften Suppe (gemeinlich Reis in Bouillon gekocht), einer Platte Geflügel oder gekochtem Rindfleisch, Gemüse (gemeinlich Kichererbsen) mit rothen Würstchen als Beilage, und das Ganze schließt mit einem Desert aus Trauben, Nüssen oder Käse. Nun sinkt das ganze Haus in die tiefste Ruhe — es ist die Zeit der Siesta. Die Zwischenperioden bis zur Stunde, wo sich das Theater öffnet, gehört wieder den Geschäften; nach dem Theater wird zu Abend gegessen — und man wird jedesmal guisado, geschmortes Rindfleisch, erwarten, wenn man am seltensten irren will. Damit ist der Madrider Tag zu Ende. Die nämliche Einfachheit stempelt das Leben der reichern Familien; nur mit dem Unterschied, daß ein Mann, der seine 3 — 4000 Pesos jährlich zu verzehren hat, und doch für den Haushalt kaum 1200 gebraucht, 4 bis 5 Pesos täglich

9*

für eine Equipage und ein paar betreßte, faullenzende Lackayen ausgiebt, und mit der größten Ruhe gelegentlich im Monte einige Hundert Pesos verliert, oder eben so viel an eine Gasterei wendet, bei der sich Jedermann langweilt.

In der über ½ Stunde langen Alcalastraße, obschon sie an Palästen reich ist, sind doch auch eine Menge ganz gemeiner Wirthshäuser (Osterias), wo die Maulthiertreiber und Frachtfuhrleute aus den Provinzen einkehren, weshalb man hier den Vortheil hat, vielerlei Standes-Nüançen der Bevölkerung eines Blicks zu beobachten. In Gesellschaft der Familie eines Grands auf dem Balkone seines Palastes hört man die rauhe, kräftige Sprache jener Menschenklassen, das Klingen der Maulthierglocken, und darein schallt der Lärm aus einer Weinstube im Hause gegenüber. Dort auf der Höhe der Straße, wo man die Aussicht nach dem Prado und der Puerta del Sol frei hat, trifft man auch jene stämmigen Bursche mit patzigen Gesichtern, weit hinausstehenden Schnurrbärten und spitz zulaufenden Hüten an, tief in Mäntel gehüllt, welche, wenn sie sich gelegentlich öffnen, bunt gestickte Westen und Jacken und ein glänzendes seidenes Tuch zeigen, das, um den Hals gelegt, ein goldner Ring zusammen hält. Sie finden sich gemeinlich Morgens und Abends ein und stehen mit den Hausknechten der Gasthäuser auf vertraulichem Fuße, von denen sie Namen und Stand der Reisenden, die Qualität ihres Gepäckes &c., Route und Zeit ihrer Abreise auskundschaften. Man möchte sie für Agenten der geheimen Polizei ansehen — sie sind jedoch nicht ganz so schlecht — es sind blos Caballeros Ladrones, Stegreifritter, deren die Bürgerkriege viele geschaffen haben. Sie gehen ihrem ehrsamen Gewerbe nach, und sie sind es auch, welche die Gegend von Madrid mit den hölzernen Kreuzen zieren, die wir oben erwähnten.

Eine andere Scene machen die Galeras (Lastwagen), deren lange Züge mit ihren Mattendächern, der schwerfälligen Bauart, den entsetzlich großen Radschleifen, den wild aussehenden, kräftigen Menschen, dem misanthropischen Hund zwischen den Rädern und den hinten aufgepackten eisernen Töpfen und Kesseln, sich recht malerisch ausnehmen. Sie bieten einen artigen Contrast zu den leicht dahin fliegenden glänzenden Equipagen, und geben Zeugniß von den schlechten Wegen und der Oede der Madrider Campagna, welche sogar den Kärner aus der Provinz nöthigt, seine Küche mit auf die Reise zu nehmen.


ASTOR, LENOX AND
FOUNDATIONS.



ASTRACHAN

Aus d. Kunstanst d. Bibliogr. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

CCCLIV. Astrachan.

„Wie seine Ahnfrau, die scythische Schlangenjungfrau im Hylåerlande, die dem Herkules die Rosse entführte und mit der er dann in der Bergeshöhle die Stammväter des Volkes erzeugte: so vereinigt das russische Reich in sich zwei Naturen. Seines Schlangenleibs eine Hälfte dehnt sich weit über den Norden Asiens bis nach Amerika hinüber, wohl zwanzig Nationen in ihren Ringen fassend, alle verschieden in Sprache, Religion, Sitten und Gesinnung; am Gürtel des Urals aber ist dem Ungethüm die Europäische Hälfte aufgesetzt, die sich fortzieht gegen den Mund der Donau und die Karpathen bis an der Oder Gebiet.

Erst diese Hälfte des Drachen ist ausgebildet; die Asiatische Hälfte erscheint noch fötusartig; noch gleichsam befangen in der Völkerscheide, dem Schooße der Natur erst halb entwunden. Doch wächst und reift und zeitigt es fortwährend an dem Riesen, und indem er immer neue Barbarenstämme unter die wachsenden Ringe aufnimmt und sich aneignet, wirkt er im Reiche der Cultur beständig, und führt der Gesittung, trotz der eigenen Rohheit, immer neuen Stoff zur Veredlung herbei.“ —

Südwärts von dem eigentlichen Rußland liegt jenes offene, beinahe ganz ebene, Steppenland, durch welches der größte Strom des Welttheils, die Wolga, wie ein wogendes Meer sich dem Kaspischen Meere zuwälzt. Viele Jahrhunderte hat es den Völkermassen, die sich von der Mongolischen Hochebene in den europäischen West gewälzt, zum Durchzug gedient, deren Nachzügler in unstät umherschweifenden Horden dort noch immer zu finden sind. Die Tartaren stifteten im Mittelalter an der Unterwolga ein Reich — und Astrachan war dessen Hauptstadt. Tartaren und Russen, Mongolen und Slaven kriegten viele Jahre lang um die Oberherrschaft. Die letztern waren lange zinspflichtig den erstern. Endlich kehrte sich das Verhältniß um; die Unterdrückten wurden die Unterdrücker und der ehemalige Vasall, von der Macht unterstützt, welche größere Gesittung giebt, vertrieb die tartarischen Chane aus ihren Reichen. Astrachan ist seitdem Hauptstadt eines russischen Gouvernements. Wenn es dadurch auch im Range herabgestiegen ist, so hat es doch dabei nicht verloren: denn es zählt jetzt beinahe 5000 Häuser und über 50,000 Einwohner, und ist an Bevölkerung, Reichthum und Verkehr die fünfte Stadt des größten Reichs. Nur Petersburg, Moskau, Odessa und Riga sind noch bedeutender.

Astrachan liegt auf einer Insel in der hier mehrere Stunden breiten Wolga, etwa sieben Meilen von deren Mündung in das kaspische Meer. Der Strom ist tief genug, große Seeschiffe zu tragen. Die ganze Gegend rund um ist ödes, unfruchtbares Steppenland, in welchem schwache Nomadenstämme (Kalmücken rc.) ihre Heerden weiden. Aber vermöge der Wolga, die Astrachan mit allen Theilen des Reichs, bis Petersburg und zur Ostsee, in direkte Verbindung bringt, und bei der unglaublichen Wohlfeilheit des Wassertransports ist die Stadt immer mit Lebensmitteln jeder Art im Ueberfluß versehen, und sie sind fast eben so wohlfeil, als an den Orten ihrer Erzeugung. Astrachans Lage für den Handel ist die günstigste im ganzen russischen Staate. Die Wasserverbindungen mit dem Binnenlande beherrschen ein Gebiet von mindestens 60,000 Quadratmeilen, und der Verkehr mit Centralasien (Persien, der freien Tartarei und den östlichen Provinzen der Türkei) mittelst des kaspischen Meeres, der ganz in den Händen des Platzes ist, ist einer nicht zu berechnenden Entwicklung fähig. Er ist schon jetzt sehr groß und erweitert sich alle Jahre. Nach Persien werden von Astrachan vorzüglich einheimische Fabrikate: Juchten, Saffian, Chagrin, Seidenwaaren, baumwollene Zeuche; — sodann wollene Tücher und europäische Manufakturwaaren verschifft, wogegen persische Waaren, rohe Seide, goldgewirkte Gürtel, Teppiche, Reis, Spezereien und Rhabarber zurückkehren. Bukhara bezieht jährlich für mehr als eine Million hiesige und ausländische Fabrikate, und führt dagegen Lämmerfelle, Federn, Seife, Gold- und Silberwirkereien, Corallen, Cochenille rc. ein. Die Kalmücken und Tartaren von Taschkent und Chiva bringen Vieh, Seife, Rhabarber, Moschus und andere kostbare Spezereien her. Ein sehr geräumiger Hafen erleichtert der Stadt die Benutzung ihrer guten Handelslage. Der Wolga-Verkehr wird durch etwa 2000 Barken betrieben, und der des kaspischen Meeres mittelst sogenannter Schuiten und Razschiten, die 100 bis 200 Tonnen tragen. Der Haupthandel ist mit den tartarischen Häfen Balk und Mongischlack; mit den persischen Astrabad und Balfrusch und mit Baku. In den letzten Jahren ist auch die Dampfschifffahrt eingeführt worden, und es existiren jetzt regelmäßige Course zwischen Astrachan und Kasan. Man beabsichtigt, die Fahrten in diesem Jahre bis nach Moskau auszudehnen und seewärts eine geordnete Dampfverbindung mit Astrabad einzurichten. Der gesammte Jahres-Verkehr Astrachan's auf dem kaspischen Meere summirt ungefähr 4 Millionen Silberrubel.

Fast eben so bedeutend als der Handel ist für Astrachan der Fischfang. Es giebt keinen andern Punkt auf der ganzen Erde, an welchem das Wasser einen so unermeßlichen Reichthum an Produkten den Menschen bietet, als um die Mündung der Wolga. Nirgends ist der Fischfang so ergiebig wie hier, nirgends wird er so in's Große getrieben, nirgends auch liefert er der Consumtion und dem Handel so werthvolle und so mannigfaltige Gegenstände. Zur Zeit der großen Fischerei, welche im April beginnt, kommen etwa 400 Barken von den benachbarten Küsten hier zusammen, welche die Bevölkerung um 15,000 Seelen vergrößern. Zu-

gleich kommen Handelsleute aus allen Theilen des Reichs, von Petersburg, Archangel, Moskau, — und die Käufer und Verkäufer aus allen Theilen des innern Asiens, bis nach Kiachta und dem Indus hin. Gegen zweitausend Buden aller Art sind dann aufgeschlagen, es bildet sich eine große Messe, auf welcher man die Produkte des Ostens und des Westens gegen einander tauscht. — Der Fischfang ist zwar Regal der Krone; wird aber von dieser nicht selbst betrieben, sondern an eine Gesellschaft Astrachanischer Kaufleute jährlich verpachtet. Diese giebt wieder ihre Lizenzen an kleinere Vereine, Watagen genannt, welche die verschiedenen Fischerei-Stationen an den Ufern der Wolga und den benachbarten kaspischen Küsten besetzen. Eine solche Watage besteht aus 50 bis 100 Mann. Die Hauptgegenstände des Fangs sind Störe, Hausen und Sewrjugen; auch Welse und Barben.

Der Fang geschieht mittelst starker Netze oder eines Gezeugs (Nest genannt), das aus Tauen besteht, an welchen tausende von Angelhaken mit Köder befestigt sind; auch mit Wehren und Dämmen und andern großartigen Verrichtungen. Zuweilen ist die Menge der Fische, welche aus dem kaspischen Meere in die Wolga herauf tritt, so ungeheuer, daß ihre Wucht die Wehre selbst zertrümmert. Das Geschäft ist für die Unternehmer in der Regel äußerst einträglich. Es gibt hier Leute, die sich damit Millionen erwarben. — Das Fleisch der gefangenen Fische wird theils gesalzen, theils getrocknet in das Innere des Reichs (im Winter gefroren bis nach Petersburg, Riga, Reval, Pernau ꝛc. ꝛc.) versendet. Der Roggen der Störgattungen wird frisch, oder ganz leicht gesalzen (man gibt etwa auf 40 Roggen 1 Pfund Salz), in Fässer gepackt und geht als Caviar durch die Welt; die Schwimmblasen der Hausen, der Welse ꝛc. ꝛc. aber geben, getrocknet, den Fischleim, welcher als Hausenblase ebenfalls überall hin versendet wird. Der Ertrag der Fischerei beläuft sich in einem Jahre auf 3 bis 4 Millionen Rubel. —

Nächst Fischerei und Handel beschäftigt die Salzgewinnung in den benachbarten Salzseen (der Salzverbrauch für die Fischerei ist sehr groß) ansehnliche Capitale und viele Hände, und unter den Gewerben treten die Juchten-, Saffian-, Chagrin-, Seiden- und Baumwollen-Manufakturen großartig hervor.

Astrachan ist theilweise neu und schön gebaut — und schon aus seiner äußern architektonischen Physiognomie kann man auf die seiner Bevölkerung schließen. Alle möglichen Varietäten des orientalischen Styls finden hier ihre Repräsentanten, und eben so reichlich sind die des abendländischen vorhanden. Neben dem Minaret der Moschee erhebt sich der vielgekuppelte Bau einer russischen Kirche, und der einfache protestantische Tempel neben dem finstern, phantastischen, tartarischen Palaste. Die Hauptstraßen sind breit; die öffentl. Plätze aber durch unscheinbare Buden entstellt. Die Bevölkerung ist eine Musterkarte der Nüancen der slavischen, mongolischen und caukasischen

10*

Raçen. Jedes Gesicht fast ist mit andern, fremdartigen Zügen beschrieben. Tartaren, Russen, Armenier, Perser, Kalmücken, Kirgisen machen die Hauptmasse aus. Die Armenier sind meistens Kaufleute und viele sehr vermögend. Die Seidenfabriken haben die Perser in Händen, welche eine besondere Vorstadt, Gilan, einnehmen. — Die Gegend um Astrachan ist zwar eine Wüste; doch haben Geld und Beharrlichkeit die Steppe in der nächsten Umgebung zu Gartenanlagen umgeschaffen, wo Wein und feine Obstsorten vortrefflich gedeihen. Sie sind geschmückt mit artigen Villen, den Sommerwohnungen der Reichen und hohen Beamten.

CCCLV. Die Tempel von Mahabalipur in Indien.

Dort im indischen Sonnenland, wo der Garten der Erde noch heute blüht; dort, wo die Wiege des Menschengeschlechts ist, und wo für die Geschichte der Geisterwelt die Forschung die ältesten Urkunden sammelt, — dort ist auch die Wiege jener erhabenen und einfachen Vorstellungen, in denen die Religionen aller Völker und Zeiten wurzeln, und welche schon die Genesis dem ersten Menschenpaare in die Seele legt. Dort hat auch die Kunst, der Religion erstgeborne Tochter, die ersten Denkmäler ihres Wirkens auf Erden zurückgelassen.

Die älteste Kunst hatte keinen andern Maßstab für ihr Streben, als die Natur; ihre Muster waren die Werke des sublimsten aller Meister — des Schöpfers selbst. Als die Menschen ein Obdach wünschten zur gemeinschaftlichen Verehrung Gottes, suchten sie zuerst die Höhlen der Erde auf, und da sie diese nicht aller Orten finden konnten, bauten sie sich selbst welche. So entstanden die alleraltesten Bauwerke Indiens — jene Höhlentempel, die wir in einem frühern Bande dieses Werks schilderten. Die Troglodyten-Architektur begreift die erste Periode aller Baukunst in sich. Die Zweifel französischer Forscher gegen das hohe Alter dieser stupenden Werke sind hinlänglich widerlegt worden. Die Zeit ihrer Entstehung ist wahrscheinlich zwischen 5000 – 4000 Jahren vor unserer Zeitrechnung.

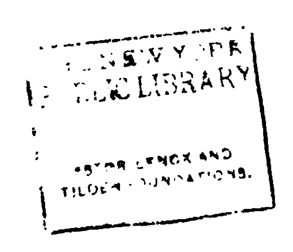
Jene Tempel waren aus dem Leibe der Erde gehöhlt. Bald jedoch strebte der menschliche Geist nach freieren Formen; er wollte, wie Gott mit den Bergen gethan, so auch das Haus Gottes frei stehen sehen, vom Aether umweht, und die Lust seines Anblicks genießen; er wollte Licht haben im Tempel, Sonnenlicht, nicht blos

MAHABALIPOOR

Aus d. Kunstanst. d. bibl. Inst. in Hildbh.

Eigenthum der Verleger





das trübe der Fackel und der Lampe. Fortan höhlte er freistehende Felsen zu Tempeln aus und formte sie von außen, wie ihm gefiel. Es geschah dieß meist in der Pyramidal-Form, zu welcher er durch die Gestalt der meisten Berge hingeführt wurde. Sodann reizte ihn seine Phantasie zum Versuch, auch zu verschönern, was er geschaffen hatte, zu schmücken, was ihm durch die Menge der Arbeit und Mühe lieb und werth geworden war. Die Darstellungen mußten nothwendig in Harmonie seyn mit dem Zwecke der Gebäude, sie mußten sinnbildlich seyn voller Bedeutung. Auf solche Weise kamen die allerältesten Völker dahin, auf den Wänden ihrer Felsentempel sich an die Darstellungen des Uebersinnlichen zu wagen. Der Wille war allmächtig in dem alten Menschen, doch der rohen Kraft konnte das Werk nur sehr unvollkommen gelingen. Er klimmte aufwärts; aber am Ziele sank er erschöpft zu Boden. Er kämpfte mit dem Genius, aber mit irdischen Waffen. Daher das Gigantéske an den Ornamenten und Figuren jener Werke der indischen Baukunst, welche, vor etwa 4000—3000 Jahren vor Chr. errichtet, den zweiten Zeitraum der indischen Architektur ausmachen. Noch war damals die Regel nicht gefunden, hinter welche sich die Schwäche verstecken kann, wie in spätern Zeiten. Noch strebte der Mensch titanenmäßig den großen Werken des Schöpfers nach, freilich mit unendlich kleinern Kräften, aber doch ungedrückt vom eisernen Joch, welches später als Regel der Alltäglichkeit wie dem Genie ohne Unterschied sich um den Nacken legte.

Jene freie Nachahmung der Natur gibt den indischen Bauwerken der zweiten Periode den Charakter von gesetztem Ernst und erhabener Würde, welche den Beschauer in Erstaunen setzen. Wie die Natur verbirgt sie in Einfalt ihre Fülle, und in der üppigsten Freiheit herrscht das Gesetz der innern Harmonie.

Die urältesten Sitze der indischen Kultur waren nicht die Gegenden des Ganges, sondern Ceylon und die gegenüberliegenden Küsten Vorderindiens, Coromandel, oder das heutige Carnatik. Dort und in dem fernen Afghanistan sind die unzerstörbaren Felsentempel anzutreffen, welche nur von der andauerndsten Begeisterung vollbracht werden konnten. Fast alle diese Bauten sind nicht etwa aus weichem, bröcklichem Gestein gehöhlt, sondern aus hartem Granit, und wenn man den damaligen Mangel an Hülfsmitteln, um die Arbeiten zu beschleunigen, berücksichtigt, so muß man bei jedem der größern Tempel eine Bauzeit von Jahrhunderten voraussetzen.

Uebrigens geben diese Tempel ein zusammenhängendes Fortschreiten der Kunst, vom Rohen zum Einfachen, von diesem zum Verzierten, und endlich zum Zierlichen und Ueberladenen deutlich zu erkennen.

Zur zweiten Periode — derjenigen nämlich, während welcher man die als Tempel ausgehöhlten Felsen an ihren äußern Wänden in architektonische Formen brachte und Skulpturen auf ihnen aushauete, die sich auf den Cultus bezogen — gehören auch die merkwürdigen Monumente, welche die Gegend von Mahabalipur im Carnatik schmücken. Kein Ort der Erde kann eine solche Menge von monolithischen Monumenten in so großen

Dimensionen aufweisen, als hier auf dem kleinen Raum von fünf oder sechs Quadratmeilen zusammengedrängt sind. Alles verkündigt, daß diese Gegend einst der Sitz hoher Kultur war und ein Ort, welcher vor Jahrtausenden eben so die Pilger in Menge versammelte, als jetzt die Tempel des Dschaggernaut oder die Ghauts am heiligen Strome in Hurduwar. Aber seit undenklicher Zeit ist hier Oede an die Stelle des Lebens getreten und die sonst so städtereiche Küste ist verlassen; man hört nicht mehr das gellende Glöckchen der Braminen, und obschon die Sage fortlebt und der Hindu immer noch die Gegend als heilig betrachtet, so hat sich doch die Verehrung andern Gegenden zugewendet.

Gerade die Schweigsamkeit trägt aber dazu bei, das Imposante und Pittoreske der verlassenen Gotteshäuser zu erhöhen. Die eine Gruppe führt den Namen „die sieben Pagoden;" sie besteht indeß nur noch aus vier; die übrigen drei hat das sie umspühlende Meer schon längst verschlungen. Von der großen Stadt, welche nach braminischer Tradition hier gestanden haben soll, ist keine Spur weiter übrig. Die Tempel (von denen der Stahlstich den besterhaltenen darstellt) wurden aus Granitfels gehauen. Sie sind 40 bis 60 Fuß hoch und mit Basreliefs, meistens Darstellungen der Thaten des Wishnu, bedeckt. Styl und Ausführung der Figuren weisen die Blüthenperiode der altindischen Kunst nach. Die braminische Zeitrechnung setzt ihr Entstehen in das Jahr 3200 v. Chr. Sie wetteifern folglich in Alter mit den frühesten Bauwerken Oberägyptens, Nubiens und Aethiopiens, und was wir von den Denkmälern der Pelasger in Griechenland und Italien besitzen, gehört schon einer weit spätern Zeit an.

Der Tempel Inneres besteht aus einem hohen Saale, dessen Wände mit ähnlichen Darstellungen wie die Außenseiten geschmackvoll und reich verziert sind. Man muß erstaunen über die Vollendung dieser Skulpturen. Sie zeigen nicht nur unbegreifliche Geduld, sondern auch eine außerordentliche Fertigkeit im Polieren der sehr harten Steinmasse, welche dadurch einen marmorartigen Glanz bekommen hat.

In einer kleinen Entfernung von diesen Gebäuden ist eine lange Felswand von oben bis unten mit Bildwerken bedeckt. Viele der Reliefs stellen Sitten und Gewohnheiten der Hindu vor, und man macht die überraschende Bemerkung, daß sich bei diesem Urvolke seit fast fünf Jahrtausenden gar nichts geändert hat. Die lieblichen Gestalten der Hindufrauen sind eben so gekleidet, wie sie es noch jetzt sind; die Männer tragen die nämlichen Turbane, wie heute, und treiben ähnliche Beschäftigung und in derselben Stellung wie jetzt. Leider hört der räuberische Vandalismus der Antiquare und Sammler nicht auf, diese herrlichen Kunstreste von Jahr zu Jahr mehr zu verstümmeln.



PASSAU

Aus der Kunstanst. des Bibl. Inst. in Hildburgh.

CCCLVI. Passau in Bayern.

Es war Abend. Lustig fuhren wir mit dem Dampfschiffe Passau entgegen; denn Flöten, ein paar Guitarren, ein guter Tenorist und glockenreine Frauenstimmen waren auf dem Boote und thaten nicht spröde. Die aufsteigenden Dünste umhüllten mehr und mehr die Reize des prächtigen Stromes und die Nacht färbte den Schleier tiefer. Allmählich schmolzen die Gegenstände an den Ufern in dunkeln Massen zusammen. Die ganze Gesellschaft war auf dem Verdeck und um die Sänger versammelt. Alles war Ohr. Da trat über der waldigen Höhe der Mond hervor und beleuchtete eine Scene, die kein Van der Neer schöner gesehen und gemalt hat. Der breite Strom war wie ein See, auf dem Millionen silberner Wellen zitterten. Jenseits desselben traten die Konturen der Dreistadt am lichten Himmel wie Zacken sarazenischer Mauern hervor, und der ganze Hintergrund schien eine fortgesetzte Festung zu seyn, aus der die wunderbaren alten Kirchkuppeln und spitzige Glockenthürme wie Minarets hervorschauten. Auf dem Dunsthorizont des bleichen Mondspiegels aber schatteten die unheimlichen Gestalten der Gebäude des alten Kastells. So wie der Mond heraufstieg, warf das Wasser des Stroms einen magischen Reflex auf die Höhen, und ein ossianischer Duft legte sich über das geisterhafte Bild, aus welchem dann und wann die Lichter der nahen Stadt magisch schimmerten.

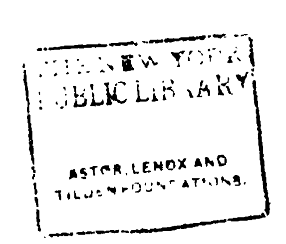
Aber auch bei Tage kann sich Passau's Landschaftsbild kühn neben die gepriesensten der Erde stellen. — Wenn man es mit dem von Coblenz vergleicht, so thut man ihm offenbar Unrecht. Es ist weit schöner, und die Donau-Königin trägt über die des Rheins den Preis davon ohne Kampf.

Passau besteht aus drei Städten. Das eigentliche Passau nimmt die Landzunge zwischen der Donau und dem Inn ein, wo die Römer einst ihre Zwingburg, die Castra Batava hingebaut. Es bildet die Mittelgruppe unsers schönen Stahlstichs. Rechts lagert die Innstadt, das alte Bojodurum, an den Ufern des grünlichwogenden Inns hin, und links an der Donau nördlichem Ufer, zwischen diesem und der felsumgürteten Ilz, die Ilzstadt. Brücken knüpfen die drei Städte zusammen. Zu beiden Seiten aber prangen auf den Höhen, auf dem Mariahilfberge, am rechten Innufer, die berühmte Wallfahrtskirche mit dem wunderthätigen Muttergottesbilde, und dann links, auf dem Georgenberge, die Festung Oberhaus — der stumme Zeuge der blutigen Intoleranz des Mittelalters. Dort ist der grauenvolle Judenkeller, wo mit Vorwissen eines christlichen Bischofs einst die Juden, welche die Ilzstadt bewohnten, eingesperrt, und da sie sich nicht einander auffressen

wollten wie die Ratten, — sämmtlich zu Tode gehungert wurden; dort ist der Kerker, in welchem die Widertäufer die entsetzlichsten Martern erduldeten — und dort seufzten seit vielen Jahren deutsche Ehrenmänner mit geschornem Haupte. Die Allerbarmerin im Kirchlein drüben hört die Seufzer der Unglücklichen unter diesen grauen Dächern freilich niemals; aber ich kenne Einen, der Jeden gezählt hat. —

Passau ist im Innern heiter und reinlich; zwar nicht groß (es hat nur etwa 10,000 Einwohner), aber für seine Größe gut gebaut; ja Hauptstraßen und Märkte sind ausgezeichnet schön. Schade, daß die einst so berühmte Domkirche nach den Verwüstungen, welche die Flammen 1665 in derselben verrichteten, im allerschlechtesten Zopfgeschmack wieder restaurirt worden ist und nur noch durch ihre Masse imponirt. Auf dem Domplatz steht die Bildsäule des seligen Königs Max. Sie ist von kaltem Erz; aber warme Liebe hat sie aufgerichtet. Segnend streckt sie die Hand aus über das Land hin, die Hand, welche Bayerns Volke die Binde des Aberglaubens von den blöden Augen, die Schellen der Dummheit von den Füßen nahm.

Max war ein guter Katholik, und noch mehr — er war ein guter Christ. Gute Katholiken sind auch die Passauer, die ihm das Bild gesetzt, und frohe, rüstige, fleißige Bürger obendrein; daß sie aber Max die Säule aufrichteten, damit haben sie sich und ihren Sinn am meisten geehrt. Max ist nicht mehr; — aber Mönche und Jesuiten sehe ich wieder. Den Gedankenblitz, welcher mich in diesem Augenblick durchzuckt hat, mag ich nicht in Worte setzen; aber wohl darf ich den Zweifel aussprechen, — daß nimmermehr so furchtbare Stürme dahergefahren sind über den Erdtheil, daß nimmermehr der Herr zu Gericht gesessen hat in solcher Herrlichkeit über Lug und Trug und Frechheit und Uebermuth darum, daß, während der Donner seines Urtheils noch nachhallt in den Ohren der lebenden Zeugen, ein dunkles Reich sich wieder aufrichte, in dem jede Kraft ein Mißklang ist, jedes selbstständige, freimüthige Urtheil eine Anmaßung, jedes überwiegende Talent eine gefährliche Gewalt, jede Idee, welche nicht gewissen Zwecken dient, eine Plage, Humanität eine Schwärmerei, cosmopolitische Gesinnung Demagogie, Erhebung und Begeisterung eine Narrheit, die zum Noviziat des Toll- oder Zuchthauses berechtigt. Ehrenwerth ist das Streben, jenes ruhige, behagliche Wohlbefinden der Massen wieder herzustellen, welches lange Zeiten des Kriegs zerstörten bis zum untersten Grunde; aber höher als das materielle Wohl der Völker steht das geistige, das sittliche, das vernünftige, und dieses zu fördern, ist die größere Aufgabe, welche durch Begünstigung des Jesuitenthums, einer lauen Gleichgültigkeit, theilnahmloser Unbekümmerniß und systematischer Ertödtung alles selbstständigen Willens nicht gelöst wird. Ich denke, ein starkes Volk müsse sich aus rüstigen, gewandten, vielversuchten Männern, mit Adel der Gesinnung, Kraft und Selbstgefühl begabt, zusammensetzen — nur ein solches sey des deutschen Namens werth und nur ein solches den Stürmen künftiger Zeiten gewachsen.



CCCLVII

LIMA

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

CCCLVII. Lima.

Weit weg aus den Bergen der Heimath und ihren Thälern wandern wir unter einen fremden Himmel. An ihm leuchten nicht die alten, trauten Sternbilder; Sonne und Mond aber begleiten uns als liebe Bekannte, und der Herr bleibt uns gegenwärtig in den Zeichen seiner Güte. Auch auf jenem Naphtaboden, aus dem vor Myriaden Jahren die jugendliche Erdkraft die Mauern der Anden emporgetrieben, finden wir das Spiel der Verwandlungen wieder, mittelst welchen das Geschlecht von Stufe zu Stufe näher rückt einem Ziele — einem Ziele, so fern und so hehr, daß nicht einmal unser Geist, der Fixsternweiten ermessende, den Raum ahnen, geschweige dessen Größe sich vorstellen kann. Auch dort, in der neuen Welt, ist Verpuppen und Schmetterlingsleben der Völker schon gewesen, und in den abgeworfenen Hüllen findet der beseligende Glaube an der Menschheit ewigen Verjüngung Bestätigung. Ach! daß es noch Blinde gibt, die unvermögend sind, in jedem Vergehen das schönere Werden, in jeglichem Sterben die Wiedergeburt zu erkennen!

Und das Erkennen ist doch so leicht. Jedes Blatt der Weltgeschichte gibt uns Zeugniß, daß, wie die liebende Mutter Natur in ihren Armen den Einzelnen schlaftrunken von einem Daseyn in das andere hinüber trägt, sie auch so mit der Vielheit der Einzelnen thut — mit den Völkern. Der Stamm der Inca's ist vergangen von Peru's Erde; aber an der Stelle des Baums, der grobe Früchte trug, prangt ein anderer, und sein Blüthentreiben verkündigt das edlere Gewächs. Der tiefe Kelch rechter christlicher Erkenntniß ist zwar noch unerschlossen dort, aber unter ihm setzt die junge Freiheit Frucht an, — eine gute Frucht.

Aber die Reise! Die Maulthiere stampfen — fort, den Mantelsack auf! die Fahrt ist lang. — Schwer gerüstet, in Begleitung einiger Peons, Bauern der Pampas, traben wir über den Plaza Major durch das Südthor von Buenos-Ayres; bald ist die Stadt entschwunden und die Wüste der Pampas nimmt uns auf. Der Weg durch diese unermeßlichen, sandigen Ebenen und über das Gebirge nach Valparaiso wird nämlich von allen Europäern der viel längern, langweiligern Seefahrt um das Kap Horn vorgezogen; — folglich ist auch unsere Wahl gerechtfertigt. In Valparaiso ist man gewiß, fast täglich Schiffgelegenheit nach Lima vorzufinden.

Die Pampas sind die Steppen von Amerika, wie jene in Südrußland die von Europa. Aber sie sind mit diesen eben so wenig zu vergleichen, wie mit den Savannen und Prairie's am Missouri und Mississippi, oder den Llano's am Orinoco und am Magdalenenstrom. Diese sind mit wogenden Kräutern des üppigsten Bodens, mit Schlingpflanzen und herrlichem Graswuchse bedeckt; auf den Pampas hingegen erblickt man nichts als krüppelhafte Gesträuche und Gruppen salziger Pflanzen, und dazwischen Sandhügel, mit denen der unaufhörliche Windzug auf diesen Ebenen sein Spiel treibt. Die meiste Aehnlichkeit haben die Pampas mit den Salzsteppen am Aralsee in Asien oder in der Heimath der wandernden Mongolen, der Cobi. Wir müssen uns schon auf Mühseligkeiten und Beschwerden bei einem solchen 200 Meilen weiten Ritt durch eine dünn bevölkerte Oede gefaßt machen; aber sie werden uns doch nur klein erscheinen, Angesichts der Gefahren und Anstrengungen, die unserer beim Uebergang über die Anden warten. Schon in der Entfernung von 30 Meilen entdeckt das Auge über dem trüben Horizont der Ebenen die drohenden zackigen Firnen jener Bergriesen, welche jeden Morgen und jeden Abend, je näher, je herrlicher, im Sonnenroth glänzen. Während des Sommers sind die Maulthierpfade über das Gebirge außerordentlich belebt. In Karavanen vereinigt, übersteigt man in 4 Tagen die dreifache Kette. Es bleibt zwar eine Reise der Gefahr und der Anstrengung; aber es ist auch eine Reise der Lust. Jeder versorgt sich mit Lebensmitteln reichlich; nur auf den Zinnen ist das Klima rauh, und für jede schwierige Stelle folgt unmittelbarer Lohn durch die Aussicht in die majestätische Bergwelt. Keine Stunde vergeht, daß nicht Haufen von Arriero's (Maulthiertreiber) begegnen, die von dem Ziele kommen, das man zu erreichen strebt. Dörfer und Gasthöfe sind in den Anden unbekannte Dinge. Grotten und die Casucha's, kleine steinerne Häuser ohne Thüren und Fenster, die in der Entfernung von 3—4 Stunden dem Saumpfade entlang stehen, um dem Reisenden vor schlechtem Wetter oder vor den Lavinen eine Zufluchtsstätte zu gewähren, dienen zu Nachtlagern; die Grotten vorzugsweise, und die meisten haben als Rastorte besondere Namen. — In Schluchten und tiefen Bergspalten hin geht's zum Col der ersten steilen Kette. Oben ragen zur Seite theils rauchende, theils erloschene Vulkane — zunächst das höchste Horn der Kette in dieser Gegend, 600 Fuß höher als der Pik von Teneriffa, unerklimmbar und noch unerstiegen. Es stößt Rauch aus und ist der Erzeuger der Erdbeben, welche die Gegend so oft verwüsteten. Wenn der Vollmond über diesen Vulkan schwebt, so wird seine Vorderseite auf mehr als sechzig Stunden in der Pampasebene sichtbar, während er den verirrten Seefahrern, die von Fels zu Fels den Hafen von Valparaiso suchen, in noch größerer Entfernung als Leuchtthurm dient. Er hüllt sein Haupt in ewigen Schnee. Aus der Nähe seines Gipfels kann der Reisende auf die Höhe schließen, in welcher er sich befindet.

Auf dem Col wird gerastet, und jeder genießt nach seiner Weise den schönen Anblick, der sich vor ihm ausbreitet. Tausende von phantastischen und bizarren Berggestalten im Prachtgewande der Gletscher,

oder eingehüllt in Schnee, glänzen in den Sonnenstrahlen wie Diamanten. Der Schatten der Vulkancolosse fällt weithin zwischen die beiden Gebirgsrücken hinein, die sich nur zu trennen scheinen, um die Bergbilder in ihrer ganzen Herrlichkeit bewundern zu lassen. Zwischen ihnen ziehen schwarze, tiefe Schluchten und Spalten fort, in welche selbst der Indianer fast niemals kömmt, und aus denen kein anderes Geräusch heraufdringt, als der schreckende Donner der Lavinen, oder das Mäckern der Gemsen, deren Heerden man manchmal auf den grünen Matten der tiefern Gehänge weiden sieht. — Vom Col wendet sich der Weg rechts in's Thal, zuerst einer hohen, großen Hütte von rothen Backsteinen mit einem kleinen Thurme zu, — der Casucha, welche zum ersten Nachtlager dient. Eine große Unbequemlichkeit in diesen unwirthlichen Häusern ist der Rauch, der keinen andern Abzug hat, als durch die Thüröffnung, und doch kann man in dieser Höhe das Feuer nicht entbehren, denn die Nächte sind oft mitten im Sommer so kalt, daß das Wasser in den Gefäßen friert.

Am frühen Morgen brechen wir auf. Das Kreuz des Südens, der Polarstern der südlichen Hemisphäre, glitzert im Dunkelblau des reinen Himmels über unserm Haupte. Dieser zweite Tag im Gebirge ist der schlimmste. Es geht Schluchten auf, Schluchten ab, im Zickzack, bald an Abgründen hin, bald auf einer Ladera (Staffelpfad) senkrechten Wänden hinan. An solchen gefährlichen Strecken zieht die ganze Caravane, eine hinter der andern, ganz langsam vorwärts, Jeder nur auf die eigene Sicherheit bedacht, ohne einen Rückblick auf den Nachbar zu wagen, in tiefer, schauerlicher Stille. Man könnte die Herzschläge in den schwer-athmenden Wanderern zählen. Nach einigen Stunden wird der gefährlichste Punkt des Wegs erreicht; nämlich eine finstere Schlucht, von häufigen Abgründen unterbrochen. Drei Stunden lang klettert man in derselben aufwärts. Sie führt zum Col des zweiten Andenzugs, dessen Rücken die beiden Republiken, Chili und den argentinischen Staatenverein, scheidet. Zwei rohe Steinsäulen am Wege, mit den Wappen der Freistaaten, bezeichnen die Grenze.

Auf dieser Höhe hat man gemeiniglich die Wolken unter seinen Füßen. Von der Sonne beschienen breiten sie sich über die Erde wie ein rosenrother Schleier aus. Man steht auf dem starren Joch des Gebirgs über dem Dunstmeer, wie Schiffbrüchige auf einer Klippe. Es kommt einem vor, als wenn man abgeschnitten wäre vom Verkehr mit der Erde und hingewiesen auf die Regionen des Himmels. Die jenseitigen Gehänge der Cordilleren ist jedoch minder steil, und man sieht weit seltener jene spitzigen, Wachtthürmen ähnlichen Felsen, auf denen der riesige Condor zu ganzen Tagen unbeweglich sitzt und wie ein furchtbarer Berggeist auf die erhabene Scenerie zu seinen Füßen herabschaut. Weite Eismassen hängen als Gletscher tief in Schluchten und Thäler herein, und aus ihrem Bauche strömen wilde Gewässer hervor, welche sich theils als Staubbäche über die nächsten oft mehre 1000 Fuß hohen Felswände stürzen, theils durch Bergspalten und Schluchten sich wühlen, um nach kurzem Laufe, voller Stürze und Sprünge, den stillen Ocean zu erreichen.

Auf dieser Höhe, in deren Nähe der Reisende, es sey nun in einer Höhle, oder in einer Casucha, welche von den Lavinen fast zerstört ist, übernachtet, ist man der Gefahr sehr ausgesetzt, von Schneestürmen überfallen zu werden, die den Weg dann unkenntlich und lebensgefährlich machen. Viele hölzerne Kreuze am Wege verkünden dem Wanderer die Häufigkeit solcher Unglücksfälle. Aber die Lust an den überstandenen Beschwerden, die Gewißheit, am nächsten Tage den Blick in die grünen Gefilde von Chili tauchen zu können, noch mehr der Gedanke, bald den stillen Ocean zu schauen, alles das läßt keinen traurigen Gedanken mehr aufkommen, und das frugale Mahl in der zug- und rauchvollen Halle, welches aus auf Kohlen halb gebratenem Fleisch und einigen Flaschen Mendoza besteht, wird unter Scherz und Gesang verzehrt. Mit Tagesanbruch wickelt sich jeder aus seiner wollenen Decke, badet Hände und Gesicht im Wildbach, und die Gesellschaft besteigt fröhlich die Maulthiere, um den dritten niedrigern Kordillerenkamm zu passiren, der die Aussicht nach Westen versperrt hält. Voll der Hoffnung, bald wieder in bewohnte Gegenden zu kommen, geht's rasch eine Schlucht hinab, und dann eine andere hinan, in welcher uns ein klarer Bach mit tausend Sprüngen und kleinen Kaskaden entgegen tanzt. An der schmalen Spitze der Schlucht entspringt das Gewässer auf einer mit schönen und blühenden Alpkräutern geschmückten Matte, und köstliche Gresse wächst in Menge an seinen Ufern, ein Leckerbissen der Maulthiertreiber, die in der Casucha, die dicht bei der Quelle steht und „Auge des Wassers" heißt, häufig übernachten. Man findet fast immer rastende Caravanen an diesem stillen, freundlichen Plätzchen, deren Daseyn von ferne der aufsteigende Rauch von Feuern verkündigt. Auf der Höhe sieht man hinab in die Thäler Chili's, und bei heiterm Himmel glitzert von jenseits der stille Ocean. Bei diesem Anblick fühlt man sich so selig wie der Matrose beim ersten Anblick des Landes nach langer Seefahrt. Selbst die Thiere scheinen das nämliche Gefühl zu haben; sie wiehern und stampfen ungeduldig, da der Führer, in der Nähe einer sprudelnden Quelle und auf grüner Matte, Rast zum Frühstück gebietet. Es ist das letzte im Gebirge, und Angesichts der fernen rebenreichen Thäler und fruchtbaren Gründe werden die mitgebrachten Vorräthe an Wein und Speisen nicht länger geschont. Die Cigarren dampfen, die Flasche kreist in die Runde und dabei ertönt ein Lied. Alles fühlt sich vom wunderbaren Anblick der vorliegenden lachenden Gefilde belebt. Nur Einer, eine hagere Gestalt mit langem Barte und von der Kälte gebräuntem Gesichte in seltsamer Tracht, schleicht ernst und theilnahmlos umher, und während das fröhliche Auf! die Caravane bei den Maulthieren sammelt, liest er die glimmenden Stöcke und Kohlen an den Feuern zusammen, löscht sie und bringt sie hinter einen Felsen in sicheres Versteck. Es ist Pedro, der Andenführer, der dem Lootsen gleicht nach dem Sturme, wenn er das Schiff in den Hafen gebracht hat. Der Mann hat nun nichts mehr zu thun und gedenkt verdrossen der Beschwerden des einsamen Rückwegs.

Schon am nächsten Tage ruhen wir in der Hauptstadt Chili's, in dem schönen Valparaiso, von den Beschwerlichkeiten des Andenübergangs aus. Nach kurzer Rast schiffen wir uns auf einer Brigg ein, welche nach Callao unter Segel geht.

Günstiger Südwind bringt uns am achten Tage in's Angesicht der nackten und unfruchtbaren Küsten Peru's, und in der Ferne ragt wieder die blaue zackige Kette der Anden, deren Gipfel sich in die Wolken verlieren. Der Zugang des Hafens von Callao, des besten der ganzen amerikanischen Westküste, ist enge und wird durch die starken Werke der Festung Boquerone vertheidigt. 300 Feuerschlünde sind nach dem Eingang und seewärts gerichtet, und machen eine feindliche Annäherung ohne Verrath geradezu unmöglich.

Callao, die Hafenstadt, liegt in viertelstündiger Entfernung von der Veste. Sie ist klein, aber sehr belebt durch Schiffsvolk aller Nationen. Von Callao geht eine Diligence nach dem 4 Stunden fernen Lima täglich ab; gewöhnlich aber miethet man Maulthiere und reitet dahin. Die ganze Landstrecke, welche die beiden Städte trennt, besteht aus Flugsand und ist mit Unfruchtbarkeit geschlagen. Regen und Gewitter sind in dieser Gegend unerlebte Dinge. Erst in der Nähe der Hauptstadt verwandelt sich durch künstliche Bewässerung die Oede in die lachendste, üppigste Fruchtbarkeit, und das breite Thal des Rimak zeigt die Fülle der tropischen Pflanzenwelt.

Lima, die reichste Stadt in ganz Südamerika, liegt in diesem Thale, und seine vergoldeten Zinnen glizzern zwischen Hainen von Palmen und fruchtbeladenen Mango's. Die nächste Umgebung von Lima ist reizend; sie gleicht einem Paradiese.

Unmittelbar vor der Stadt breitet sich der öffentliche Park aus, die neue Alameda, dessen schattige Alleen und Gänge die Einwohner der Hauptstadt an jedem heitern Nachmittag versammeln. Man promenirt hier zu Pferde; Fußgänger sind weniger häufig; zartgestaltete junge Damen sitzen, wie Männer, reitlings zu Roß, silberne und goldene Sporen glänzen an den niedlichen Füßchen, und die Cigarre dampft zwischen rosigen Lippen, hinter denen die schönsten Zähne sich zeigen. Die Gewohnheit der Damen, zu rauchen, ist hier noch herrschendet, als in Mexiko. Sie ist allgemein und geht von der Sklavin bis zur Herzogin durch alle Stände. — Eine häßliche, kreisrunde, hohe Mauer von an der Sonne gedörrten Backsteinen, welche so dick ist, daß man mit Wagen auf ihrer Krone fahren könnte, scheidet die Stadt von ihrem Gartenkranze, und gewaltige Bastionen, aus deren Casematten die Feuerschlünde, zweifach über einander gethürmt, drohend niederschauen, umgeben und schirmen jede der sieben Pforten Lima's. Durch das lange, finstere Gewölbe des Thors de Maravillas ziehen wir ein in die Metropole der Republik. Bald bemerken wir indessen, daß Lima seine großen Tage gelebt hat. Noch steckt zwar colossaler Reichthum in seinen Mauern; aber der alte Glanz, in dem es ehedem bei unermeßlichem Handel und als die Gold- und Silberbergwerke mit geringer Mühe unglaublich große Ausbeute lieferten, strahlte, ist erbleicht.

Zeiten, wie jene Tage, wo die Grubenbesitzer dem Vicekönige, Herzog de la Plata, zu Ehren, als er seinen Einzug hielt, die Straßen mit massiven Silberplatten belegten, kehren nie wieder. Die Straßen sind gerade, regelmäßig, ziemlich breit; Paläste aber sieht man wenig. Manche sind auch von Canälen durchschnitten, die man aus dem Flusse dahin leitete. Der glänzend weiße Anstrich aller Gebäude blendet und wirft bei Sonnenschein die Strahlen unerträglich grell zurück. Die Bauart ist ganz spanisch; man glaubt das Conterfei von Granada oder Sevilla zu sehen. Jedes größere Haus hat einen weiten Hofraum mit Gallerien oder Arkaden (den Patio), und an ihn schließen sich schön angelegte und sorgfältig unterhaltene Gärten. Die meisten Wohnungen sind nur einstöckig. Häufige Erderschütterungen machen diese Bauweise rathsam. Die einzelnen Prachtgebäude — die Paläste, Kirchen 2c. 2c. — tragen in ihren Rissen und Spalten die Spuren der Oszillationen zur Schau, welchen sie preisgegeben sind; noch mehr aber die Festungswerke und Einfassungsmauern, welche an vielen Stellen in Ruinen liegen. Je einfacher die Wohnhäuser dem Aeußern nach sind, um so größer ist oft ihre Pracht im Innern. Daneben fehlt indeß auch der spanische Schmutz nicht. Schon auf den Straßen wird der Ekel rege, wenn man die Dienstboten, hier Sklaven, am Canal oder Brunnen Fische waschen, Geflügel rupfen, die Eingeweide mitten auf die Straße werfen sieht, wo sie an der Sonnenhitze faulen und bestialischen Gestank verbreiten. Die Republik hat da nichts vor der Monarchie voraus. Die Straßenreinigung ist den Bussarden überlassen, die den Dienst schlecht genug verrichten.

Der schönste Platz in Lima ist der Plaza=Mayor, mit einem herrlichen Wasserbecken aus Bronze, über dem sich eine Denksäule aus gleichem Metall erhebt. Die Metropolitankirche nimmt die ganze eine Seite desselben ein; der Nationalpalast (früher der des Vicekönigs) die andere gegenüber. An Markttagen versammelt sich hier die ländliche Bevölkerung aus einem weiten Umkreise. Man sieht in ihren seltsamen malerischen Trachten höchst anziehende Gruppen, die, als Staffage des Platzes, mit den hohen Tempeln und Palästen neben den niedern, einstöckigen Häusern und den himmelhohen Bergen im Hintergrunde, ein Gemälde von großer Wirkung zusammensetzen. Wenn dann das Angelusglöckchen des Domthurms läutet, und augenblicklich das Sprachgetöse verstummt, der Menschenknäuel der Tausende, wie vom Schlage getroffen, zur Erde auf die Kniee sinkt, und ein Gebetmurmeln wie letztes, leises Donnerrollen gehört wird, — so hat man ein Bild von Dem, was der Glaube im Mittelalter wirkte. Selbst der Reiter steigt von seinem Pferde und die vornehme Dame aus ihrem Wagen, wenn das Glöckchen ruft, und die Soldateska wirft sich so ehrerbietig nieder, als der Bauer und der Bergmann. Ist das Gebet vorüber, so schlägt Jeder sein Kreuz, erhebt sich, die Wagen setzen ihre Fahrt fort, die Soldaten marschiren, die Reiter sprengen davon, tausend Stimmen schreien durch einander, Alles ist in Bewegung und der Contrast des Geschehenen steht vor der Seele wie ein gewesener Traum. — Schlaf, Sinnengenuß

und Andachtsübung füllen hier in ewigem Wechsel bei den meisten Menschen das Leben aus; Arbeit ist Sache des gemeinen Mannes, zumeist der Sklaven. Doch zeigt sich, seitdem die Freiheit an die Stelle des spanischen Jochs getreten ist, ein allmähliches Emancipiren der schlummernden geistigen Kräfte und ein Reiben derselben, welches dem Culturfreunde Bürge ist, daß auch da bald ein intellektuelles Leben an die Stelle treten wird, welche das sinnliche und das kirchliche bisher allein eingenommen haben. Der erwachende Sinn für Literatur hat seit zwei Jahrzehnten zur Gründung zweier Vereine Anlaß gegeben, welche das gesellige Vergnügen mit wissenschaftlichen Bestrebungen verknüpfen, und während Lima in seiner großen Zeit eine einzige Buchhandlung ernährte, deren Geschäft in der Anschaffung von Gebet- und Schulbüchern ausschließlich bestand, bestehen jetzt deren fünf, und die besten englischen und französischen Journale haben einen, wenn auch erst kleinen, Lesekreis gefunden. So bilden sich allmählich feste, bleibende Culturpunkte, von welchen das Licht höherer Gesittung ausstrahlen wird in die dunkeln Räume. Die Saat ist gestreut, und die Freiheit bürgt der jungen Pflanze allmähliche Entwicklung. Das ist der Unterschied zwischen einst und jetzt; denn die alte Monarchie fürchtete in jedem geistigen Emancipationsstreben das politische, und vernichtete daher unablässig jeden Trieb und jedes Keimen.

Man wirft dem Leben in Lima eine große Ueppigkeit vor, und Mancher nennt es die lüderlichste Stadt in ganz Amerika. Wir stellen es dahin, und verzichten, wie immer, darauf, einen Schleier zu lüften, der in jeder großen Stadt, der überall, wo Menschen in Menge zusammen wohnen, des Schmutzes genug verbirgt. Mögen wir auch nicht in jedem Weibe eine Heilige erkennen, so soll uns doch der Gedanke an das Gegentheil das herrliche Bild nicht besudeln, das die äußere Erscheinung der Limaer Damenwelt jeden Fremden vor das Auge rückt. Die Vorstadt San Lorenzo und deren Brücke sammelt an heitern Abenden Alles, was Lima an Schönheit aus den bessern Ständen aufzuweisen hat. Ein malerisches und originelleres Kostüm gibt es nicht, als die Tracht der hiesigen Damen. Deren Gewand — das Sayo y Manto — besteht aus einem Unterkleide von Atlas, oder seidengefüttertem Thibet, das sich zierlich um Busen, Leib und Hüfte schmiegt und anständig deckt, ohne die Formen zu verhüllen. Ein langes, vorn offenes Oberkleid, das ein Gürtel um die Taille eng zusammen faltet, reicht bis zur Ferse hinab. Es ist dunkelfarbig, aber mit Spitzen, Gold- und Silberstickereien reich verziert: manchmal selbst überaus prächtig, mit Perlen und köstbaren Steinen. Ueber dasselbe ist ein Mäntelchen von Atlas oder dickem Gaze gestülpt, das in zahllose Fältchen gelegt ist, den Kopf wie eine Kapuze vermummt und nur eine tutenförmige Oeffnung läßt, aus dessen Tiefe das blitzende Auge seine Strahlen schießt. Der Damen Gang ist durchaus edel und vom schönsten Schwunge. Nirgends sieht man schlankere, schönere weibliche Gestalten und liebreizendere Formen. Ihr Leben aber ist sehr einförmig; Gebet und Beichte, Toilette und Promenade, Karten

und Schach, Circus und Stiergefechte, Gesang und Guitarre füllen die Zeit bis zum Abend aus, der sich zwischen Theater (das schlecht genug ist) und der Langeweile in den Tertulia's (den Kränzchengesellschaften) theilt. Ihre Theilnahme für höhere, allgemeine Interessen ist noch schlummernd, und wissenschaftliche Bildung ist von der weiblichen Erziehung in Lima gänzlich ausgeschlossen.

Die „Lions“ in Lima sind vorzüglich die Kirchen, welche, zumeist Werke aus dem 17ten Jahrhundert, eben so geschmacklos gebaut als sie reich sind. In vielen sieht man die Wände buchstäblich mit Gold- und Silberplatten überkleidet, und die Verschwendung der edeln Metalle an Altären, Chorstühlen, Heiligenstatuen, Candelabern, Kelchen und Monstranzhäuschen übersteigt alle Vorstellung und allen Glauben. Ganz eigenthümlich und recht sinnig ist der Gebrauch, Singvögel in die Kirche zu stiften, welche, in silbernen, zuweilen selbst in goldnen Käfigen an den Säulen des Hochaltars hängen und ihren Gesang mit dem der Gemeinde mischen oder mit den feierlichen Tönen der Orgel. Klöster gibt's über 60 in Lima, und außerordentlich reiche. Das der „Empfängniß Mariä“ ist der Inbegriff von Pracht. Man zählt im Ganzen 3000 Mönche, Nonnen und Weltpriester in der Hauptstadt Peru's, und sie sollen ein Einkommen von 2 Millionen Piaster jährlich zu verzehren haben. Ist diese Angabe auch übertrieben, so zeigt doch schon das luxuriöse Leben der meisten Ordensmänner und Würdenträger der Kirche, daß ihnen die Mittel, auf Erden froh zu seyn, nicht karg zugemessen sind. Eine besondere Regel ist die „des guten Todes,“ mit dem Privilegium, den Sterbenden die letzten Tröstungen der Kirche zu reichen. Sie reiten auf Maulthieren und man sieht sie mit dem Küster häufig in Galopp durch die Straßen jagen. Reich dotirte Wohlthätigkeitsanstalten nehmen der Armuth alle zeitliche Sorge. Es gibt Hospitäler, die Millionen besitzen; das des heiligen Andreas verpflegt durchschnittlich 400 Kranke. Um so übler ist es hingegen mit den öffentlichen Aemtern bestellt. Das alte Erbtheil aus der Zeit der Monarchie: der Begriff, „das Amt sey um der Person willen da,“ ist noch stark. Die Untreue der Verwaltungsbeamten wie die Bestechlichkeit der Richter ist sprüchwörtlich. Kein Wunder! Ein Volk erkämpft nicht zugleich mit der Freiheit sich den Ernst der Tugend und die sittlichen Begriffe vom Staat; solche reifen nicht mit, sondern als Frucht der Freiheit, und lange Zeit bedarf's, ehe sie keimen, blühen und zeitigen.

Lima ist die älteste Stadt in Südamerika; sie wurde von Pizarro im 3ten Jahrzehnt des 16ten Jahrhunderts gegründet, der sie zum Sitz seines Vicekönigreichs erkohr. Die Silberminen in den nahen Gebirgen, um Cusco rc. rc., welche für Rechnung Limaer Einwohner betrieben wurden, schütteten sehr frühzeitig große Reichthümer aus, und die Stadt ward binnen hundert Jahren zur schönsten in ganz Südamerika. In manchen Jahren warfen den Limaer Grubeneignern die Bergwerke fünf bis sechs Millionen Piaster ab, und man hat die hier zusammengeflossene gesammte Ausbeute innerhalb 310 Jahren auf die enorme Summe von 1200 Millio-

nen Piaster geschätzt. Aus dieser Quelle häuften sich bei einzelnen Familien jene colossalen Vermögen an, welche selbst in unserer Zeit noch Erstaunen erwecken könnten, obschon in dieser, wie in keiner frühern, die Beispiele von Ansammlung großer Besitzthümer so häufig sind. Luxus führte die Geldfülle aus den Händen der Wenigen durch tausend Canäle der übrigen Bevölkerung zu und eine allgemeine Wohlhabenheit, größer, als vielleicht irgendwo, gestaltete sich unter diesen eigenthümlichen Verhältnissen. Lima's Glück war groß; aber eine fürchterliche Plage zerstörte es oft gerade dann, wenn es am allerglänzendsten leuchtete. Lima steht nämlich auf dem Rande einer Vulkan-Zone und ist deßhalb häufigen Erschütterungen ausgesetzt. Am 9. Juli 1586 verwandelte ein Erdbeben die ganze Stadt in einen Schutthaufen und begrub zwei Drittel ihrer Bevölkerung unter den Trümmern. Die Erinnerung an diese Catastrophe wird noch jetzt durch einen Bußtag gefeiert. 1609 war ein anderes, das ein Drittel der Stadt zertrümmerte; zum zweitenmale aber wurde ganz Lima zum Schutthaufen 1630 am 27. Nov. An 12,000 Menschen wurden erschlagen und ebenfalls ein Bußtag feiert das Andenken daran. Aehnliche, doch in ihren Folgen minder schreckliche Heimsuchungen erfuhr es 1655 und 1678. Eine der entsetzlichsten war das Erdbeben vom 20. October 1687. Die Ufer des Meeres bliesen sich auf, erhoben sich 20 Fuß hoch und das Meer stürzte an zwei Meilen weit zurück. Als dann das Ufer wieder einsank, da wälzte sich die Meerfluth ihrem alten Bette zu mit so ungeheuerer Wucht, daß sie ganz Callao verschlang und alle Schiffe im Hafen; ja das Meer drang bis Lima herauf, des Wassers und des unterirdischen Feuers Schrecken stritten um die Herrschaft über die unglückliche Stadt. Ueber die Hälfte derselben wurde zerstört. Die Jahre 1699, 1716, 1725, 1732, 1734, 1745 brachten mehr oder weniger heftige Catastrophen gleicher Art. Ihnen folgte die schreckliche von 1746. In weniger als drei Minuten lagen drei Viertel der Häuser in Ruinen, und unter ihnen waren 12,000 Menschen begraben. Lange nachher durften keine Häuser anders als von Holz und einstöckig erbauet werden, damit die Verluste an Menschenleben gemindert würden, welche aus dem Einstürzen steinerner und mehrstöckiger Häuser so leicht erfolgten. Um des nämlichen Zwecks willen mußten die früher sehr engen Straßen sämmtlich bis auf wenigstens 25 Fuß erweitert werden. Besondere königliche Lizenzen gehörten dazu, Paläste und größere Wohnhäuser aufzuführen, und erst in neuerer Zeit wurde es nachgelassen, die gewöhnlichen Häuser statt von Holz von ungebrannten Backsteinen zu errichten, da deren Mauern die häufigen, wellenförmigen Erdbewegungen nicht minder gut ausdauern, als hölzerne und sie weit weniger leicht einstürzen, als solche von Quadern und gebrannten Ziegeln. Selbst die Umfassungsmauern der Hauptstadt und die Bastionen sind aus solchen an der Sonne gedörrten Thonwürfeln aufgerichtet. Seit 1746 hat zwar Lima keinen jener zerstörenden Unfälle wieder erlebt; desto häufiger aber sind schwächere Erschütterungen, und es vergeht selten ein Jahr, wo nicht einmal der Ruf: El tremblor! El tremblor! tausendmal fürchter-

licher als nächtlicher Feuerruf, die ganze Bevölkerung in Allarm bringt und aus den Thoren jagt. — Lima hat jetzt etwa 60,000 Einwohner, war aber vor 100 Jahren fast noch einmal so volkreich. — Auch der Handel war früher viel größer. Die Hauptgeschäfte ruhen in den Händen englischer und französischer Häuser, welche den Markt mit allen europäischen Fabrikaten für Kleidung und Luxus versehen und dagegen jährlich etwa 3 Millionen Piaster Silber und Gold, den Ertrag der Bergwerke, und einige Fabrikate und Produkte der Gegend zum Betrag von etwa einer halben Million Piaster nach Europa versenden.

CCLVIII. Weideneck in Oesterreich.

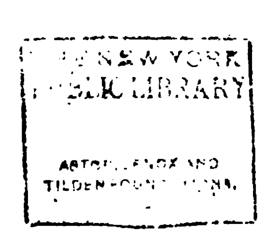
Diese Trümmer führen uns in den Kreis jener Traditionen, welche aus der Urzeit des deutschen Volks in die Gegenwart herüber dämmern, in jenen Kreis, wo stolze Lebenskraft mit kecker Todeslust, Charaktergröße mit sinniger Zartheit, herztiefe Treue und Liebe in allen, auch den rauhesten, sturmvollsten Verhältnissen des Lebens, würdige, hohe Männlichkeit, wie anmuthiges, holdseliges Frauenthum in tiefverschlungenem Lebenszusammenhange sich offenbarten: — in die Zeit der Nibelungen-Heldensage. Jener Markgraf Rüdiger, welcher die schöne Chriemhild in König Etzels Reich geleitet, und nachher in dem Kampfe, welchen diese zur Rache für den an ihrem ersten Gemahl begangenen Mord anregte, seinen Tod fand, baute und bewohnte Weideneck, der Sage nach, im 5. Jahrhundert. Gewiß ist, daß die Burg in spätern Zeiten zugleich mit Pechlarn die Residenz der Nachkommen des Rüdigers war und eine der herrlichsten, welche die Ufer der Donau verschönerten. Sie liegt 15 Meilen oberhalb Wien, nahe bei dem prachtvollen Stift Mölk. Das Rüdiger-Geschlecht starb im 9. Jahrhundert aus, und im Laufe der Zeit wurde Weideneck von Krieg, Blitz und Flammen mehrmals zerstört. Immer wieder erneuert war die Veste noch im 15. Jahrhundert stark genug, einer Belagerung des großen Ungarkönigs, Matthias Corvinus, lange zu trotzen, der sie eroberte. Später ging sie aus einer Hand in die andere; mehrmals in jedem

SCHLOSS WEIDENECK

Nieder-Oesterreich

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildbh.







HOCH-WINZER
in Baiern

Aus d.Kunstanst d.Bibliogr. Inst. in Hildburgh

Eigenthum der Verleger

Jahrhundert. Sie verfiel bei dem häufigen Wechsel. Zuletzt kaufte die alte Stammburg das Haus Oesterreich an sich, das sie noch besitzt, und die ehrwürdige Ruine, deren gewaltige Streitthürme stolz ihr Haupt erheben, und den Charakter der Zeit und der Menschen dolmetschen, die sie errichteten, vor weiterm Verfall sorgfältig schützt, ohne sie durch kleinliches Restaurations-Werk zu verunstalten.

CCCLIX. Die Burg Hochwinzer in Bayern.

Eine der gefeiertsten Stromgegenden Europa's thut sich vor uns auf. Wie das verwünschte Schloß einer Wasserfei, so thront das alte, stolze, menschenleere Haus auf seinem Felsen, den die grünliche Woge schützt und umspült. Traulich schmiegt sich an seinen Fuß der friedliche Flecken, wie ein schüchternes, zartes Weib an den starken, schützenden Mann. Hochwinzer, im reichen Schmuck der Donau zwischen Regensburg und Passau eine köstliche Perle, gehörte in der Schreckenszeit des Faustrechts zu den Besitzungen des gefürchteten Geschlechts derer von Ortenburg, die, wenn die Sage wahr ist, hier die Grundruhr übten. — Es war diese ein Recht, zufolge dessen jeder Schiffer, der innerhalb des Burggebiets das Land berührte, oder auf den Grund stieß, für grundruhrig erklärt wurde und Schiff und Gut den Rittern als Beute anheim fiel. Die Lage der Burg war ganz dazu geschickt; denn der Strom biegt scharf um die Ecke des Burgfelsens, und ein niedriges Vorland streckt sich ziemlich weit in das Gewässer, so daß es leicht geschehen kann, daß der Schiffer das Land berührt gegen seinen Willen. In spätern Zeiten kamen Burg und Flecken, sammt den Gütern, an Bayern, und bis in das vorige Jahrhundert war Hochwinzer bewohnt, und hatte, als Veste, eine kleine Besatzung. Im Kriege Bayerns mit Oesterreich wurde es von den Panduren eingenommen, geplündert und verbrannt. Seitdem ist Hochwinzer eine der besterhaltenen und schönsten Ruinen in Deutschland. In der alten Burgkapelle, welche nothdürftig hergestellt wurde, wird noch zuweilen Andacht gehalten, und für diesen Zweck ist auch noch der Steg gangbar, welcher, an der Stelle der ehemaligen Zugbrücke, von dem vorderen Felsen über einen tiefen Abgrund hinüber zur eigentlichen Burg führt.

CCCLX. Das Troitzker Sergiuskloster.

In frühern Jahren hatte für mich der Besuch eines Klosters ein Interesse eigner Art. Jeder Mönchsverein war mir eine Maskerade, auf der Jedermann die nämliche Maske trug, und ich hielt das Auskunftsmittel, inkognito durch die Welt zu kommen, für gar nicht übel. Sah ich Mönche, — kämpften alsbald Scherz und Ernst in meinem Kopfe, und ich habe nie mehr Sehnsuchtsklopfen nach Preßfreiheit gehabt, als in einem Kloster, so wie ich nie gottlosere Gedanken hatte, als bei einer Reliquien-Ausstellung. Jetzt hat sich das geändert. Nicht daß ich gerade ein besonderes Talent zum Noviziate der Karthäuser an mir verspürte, oder Drang zum Wallfahrtengehen nach Vierzehn-Heiligen: die hohen Wogen des Gefühls schlagen aber nicht mehr in die Brust des alternden Mannes bei jeder Thorheit. Wie wenig gehörte sonst dazu, meine Seele in Allarm zu bringen und ihre Kräfte in's Gewehr zu rufen, sey es zum Widerstand oder zum Angriff! Jetzt kann ich lange am Strome der Zeit sitzen und viel vorüberschwimmen sehen, ehe ich nur ein Wort, oder eine Feder rege. Der spleengeplagte, ehrliche Börne sagte einst von sich: „ich bin stumm geworden wie ein Staatsgefangener, und mein Gewissen hat sich weit gemacht, so wie das eines Königs;“ — ich mag das nicht von mir sagen; doch kann ich in ein Kloster oder in eine Jesuitenspelunke hineinschauen, ohne daß die Lust mir anwandelt, einen Feuerbrand hinein zu schleudern. Allenfalls einen Voltaire wünsche ich hinein, einen Voltaire in der Kutte, daß er, als unbekannter Gast, die Schelmereien, die Ränke, die Missethaten sehe, das Feuer schüre, in Schadenfreude und Bosheit schwelge, und dann das Geschehene, das Erlebte, lachend der Welt wieder erzähle. —

Das Troitzker Sergiuskloster ist das heiligste, reichste, größte nicht blos in Rußland, sondern in der griechischen Christenheit. Es liegt beim Städtchen Troitzkoi, einige Meilen von Moskau. Es ist eigentlich ein Agglomerat von neun Klöstern — von denen jedes seine eigene Kirche hat, welche alle, sammt dem kaiserlichen Palast, die äußere Mauer umschließt. Die Stiftung rührt vom heil. Sergius her, und Volk und Staat fundirten sie seitdem mit Millionen. Die Herrlichkeit von Heiligen-Bildern, -Gebeinen, -Catacomben, -Schätzen und von goldnem und silbernem Kirchenschmuck ist hier groß; au reste, cest tout comme chez nous. —

DAS TROIZKER SERGIUSKLOSTER

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildburgh.

Eigenthum der Verleger




PUBLIC LIB
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.


PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.



DIE TELLSCAPELLE

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildb.

Eigenthum d. Verleger.

CCCLXI. Die Tells-Kapelle bei Küsnacht.

Im Herzen der Schweiz, von bewaldeten Gebirgen umfangen, liegt der Vierwaldstädter-See. Fünf Meilen streckt er sich aus, von Altdorf bis nach Luzern; die kürzern Arme seines Kreuzes, von Küsnacht bis bei Stanz, sind vier Stunden aus einander. Er ist schmal, oft nur eine viertel, selten eine halbe Stunde breit. Dieser See weicht keinem der Alpenbecken an Mannichfaltigkeit der Schönheiten, und jede Jahreszeit schmückt seine Landschaften mit neuen Reizen. Am nördlichen Ende, wo ihm die Reuß entströmt, herrscht das Malerische, Anmuthige vor. Niedrige Hügel mit Rebengeländen, Gruppen von Bäumen und einzelne Felspartieen bilden hier gleichsam die Propyläen zu der schauerlichen Pracht der Alpenwelt, welche die Fahrt auf dem See dem Reisenden enthüllt; — denn bald steigen die Ufer empor, die einzelnen Felsgruppen rücken zu senkrechten Felswänden an einander, die Wohnungen der Menschen finden keinen Raum mehr, sie werden seltner und hören endlich auf. Schroff richten sich zur Rechten und Linken die Hochgebirge gen Himmel mit ihren Waldgürteln und ihren Felsenscheiteln. Kleine Gewölke spielen fast immer um ihre Brust. Da oben ruhen stille Matten und Sennhütten, und zuweilen mischt sich in das feierliche Rauschen des Sees das Geklingel einer Viehheerde, oder das Horn des muntern Hirten. Höher und immer höher werden dann die Felsmauern der Ufer; oft überhängend, oft ihre Zinnen gegen einander neigend, als wollten sie zusammen stoßen. Streckenweise sind die geschlossenen Wände völlig kahl; kein Strauch kann da Wurzeln schlagen und nicht ein Grashalm kann eine Kluft finden, in die er sich festklammere. Felsgipfel recken sich auf, die niemals ein menschlicher Fuß erstiegen hat; Horststätten sind's der Adler und Geier, und nichts Lebendiges, außer ihnen, ist in der Höhe; nichts Reges auch, als der Staubbach, der über dem Abgrund herüber taumelt; nichts Lautes auch in der Tiefe, als Wogen- und Ruderschlag, oder das Geheul des Föhns, das den Schiffer schreckt. Ueber eine Stunde lang sieht man nicht eine menschliche Wohnung. Dann erscheint die erste wieder als Fischerhütte auf einem bematteten Vorsprung, und auf den Felsen in der Höhe die ersten Thiere, Ziegen, welche die sprossenden Kräuter suchen. Dann und wann sieht man wohl auch einen Wildheuer klimmen, der, an den Ellenbogen und Knien mit eisernen Hacken bewaffnet und mit einem Netz um seine Lenden gebunden, von Fels zu Fels zu kommen trachtet und um einen Arm voll Gras das Leben wagt. Auch die Quellen werden häufiger und in weißschäumenden Caskaden stürzen sie sich in die dunkelgrüne Fluth.

In der Landschaft um diesen See, theils in den Thälern und Gründen am Fuße des Hochgebirgs, theils auf den Alpen[illegible] voll saftiger, nahrungsreicher Kräuter, wohin vor 1900 Jahren die Trümmer der Cimbern und Teutonen aus den Römerschlachten geflohen, leben deren Nachkommen — ein Hirtenvolk — in den heutigen Cantonen Schwyz, Unterwalden und Uri in stiller, patriarchalischer Einfalt. Unbekannt sind sie mit den unermeßlichen Fortschritten des menschlichen Geistes und dem verfeinerten Genuß des Lebens; aber rein blieb bei ihnen germanischer Sinn und germanische Sitte. Keinen Gothen, keinen Hunnen, keinen Allemannen, keinen Burgunder, keinen Franken hat es jemals nach ihren armen Wildnissen und nach dem Kampfe mit den starken Männern gelüstet. Im unverkümmerten Besitz der angestammten Freiheit und ihrer Institutionen, weideten sie von jeher ihre Heerden auf den Bergen. Man sah bis tief in's Mittelalter hinein auf ihren Höhen keine Ritterburg, keine Stadt in ihren Thälern. Lange hatten sie sogar nur eine einzige Kirche; sie stand im Muttenthale; dahin zog das Volk aus Uri, Unterwalden und Schwyz, und gleich wie nur das eine Gotteshaus alle Stämme versammelte, hatten sie auch nur eine einzige gemeinsame Obrigkeit. Dazu wählten sie, nach altdeutschem Brauch, redliche, erfahrene Männer aus ihrer Mitte.

So wurde dort germanische Art unverfälscht gepflegt durch viele Geschlechter. Als indessen der Leute zu viele geworden, so daß sie nicht mehr ein Gotteshaus fassen, daß nicht mehr ein Gericht alle Sachen schlichten und ordnen konnte, da baute sich jede der drei Landschaften am See eine eigene Kirche und wählte sich einen eigenen Landammann und Rath und Gericht. Dergestalt trennten Schwyz, Uri und Unterwalden ihr Gemeinwesen. Ueber alles Gebirg sprach damals Niemand Hoheit an, als der Kaiser, und das Volk war das wohl zufrieden, daß es des gewaltigen Fürsten Schirm genoß. Der Kaiser aber war auch zufrieden mit der bloßen Oberhoheit und ließ dem Volke die Wahl des Reichsoberrichters, der die Streitigkeiten zwischen den Stämmen als Oberinstanz schlichtete. Während in den übrigen Schweizerlanden Ritter und Klöster zu großer Macht im Volke und über dasselbe gelangten, blieben die drei Waldstätten am See reichsunmittelbar. Der Vollgenuß der Freiheit wurde, als ein Ritter des Schweizerlandes, Rudolf der Habsburger, „weil er weise und gerecht war und geliebt von Gott und den Menschen," von den hadernden Fürsten Deutschlands zum Kaiser gewählt worden, ihnen auch feierlich verbrieft.

Aber andere Zeiten kamen, als Rudolf gestorben war. Albrecht, sein Sohn und Nachfolger, achtete, herrschsüchtigen Sinnes, der Freiheit nicht. Da sahen Uri, Schwyz und Unterwalden Gefahr, sie traten zusammen (1291) und „in Erwägung böser Zeiten" erneuerten sie in allgemeiner Volksversammlung feierlich den uralten Bund und schworen, fortan zu seyn wie ein Leib und ein Mann und sich gegenseitig Hülfe zu leisten gegen jeglichen Antaster ihrer Freiheit, mit allem Gut und Blut. Davonher nannte man sie Eidgenossen, ein Name, den sie führen bis auf den

CCCLXII. Die Burg Hilgartsberg in Bayern.

Drei Meilen oberhalb Passau, wo die Castra Quintana der Römer gestanden, deren Mauerwerk noch an vielen Stellen unter Gestrüpp und Gesträuch aus dem Boden ragt, aus welchem Egge und Pflugschaar Münzen, Scherben, Inschriften häufig an's Tageslicht bringen, wendet die Donau aus dem bayerischen Flachlande ihren Lauf nach Südost und strömt mit breitem Spiegel zwischen Hügeln hin, die am Fuße mit üppigen Feldern und Obsthainen prangen und auf ihren Scheiteln Holzung tragen. Allmählich steigen diese Hügel zu zwei Ketten von Bergen empor, zwischen denen sich überall reiche, reizende Landschaftgemälde zeigen. Am Eingang in dieses, den schönsten zu vergleichende, Stromthal, stand vor Alters eine Burg, stattlich und gefürchtet. Hilgardsberg war der Horst eines Raubrittergeschlechts, welches, so weit sein langer Arm reichte, ungescheut stahl und drückte und drangsalte, wo was zu stehlen und zu erpressen war. Opfer ohne Zahl verdarben in seinen schauerlichen Verließen; Unglück und Qual und Jammer häuften sich da, in den Prunkgemächern darüber aber Schätze und Reichthum. Zwei volle Jahrhunderte lang trieben die adeligen Herren ihr angestammtes Handwerk, bis 1356 Albrecht der Zweite, Rudolf von Habsburg's würdiger Enkel, die Zinnen des Raubnests brach und die Insassen erschlug. Seitdem schmückt's als Ruine die friedlichen Ufer.

CCLXIII. Eskilstuna in Schweden.

Weise vertheilte der Schöpfer die Gaben der Natur über den Erdkreis. Während in den südlichen Ländern hauptsächlich die Fruchtbarkeit des Bodens es ist, was die Menschen nährt und ihnen die Quellen des Wohlstandes öffnet, haben solche in vielen nördlichen Gegenden einen tiefern Ursprung. Die in den Schoos der Erde gelegten Schätze müssen dort für die Kargheit des Bodens entschädigen. Schweden z. B., das würde einen großen Theil seiner Bevölkerung nicht ernähren können und viele Landstriche des Reichs würden gar nicht bewohnt seyn, ohne seine Bergwerke, und die Gewerbe, welche theils unmittelbar durch diese bedingt sind, theils ihre Hauptnahrungsquellen aus ihnen schöpfen.

In Schweden rechnet man etwa 30,000 Arbeiter, welche unter der Erde mit der Gewinnung der Metalle beschäftigt sind. Ueber 180,000 beschäftigt die Aufbereitung und Verschmelzung der Erze und ihrer Produkte weitere Verarbeitung. Nicht Gold, nicht Silber machen den Bergsegen des Landes aus; — das nützlichste aller Metalle gibt ihn, und das schwedische Eisen hat sich den Ruf, das beste in der Welt zu seyn, seit 800 Jahren erhalten. Die größten Eisenminen sind in Wärmeland, Upland, Ostergothland und Südermanland anzutreffen.

In diesen Provinzen ist auch der Sitz der großartigen und vielfältigen Anstalten, welche den Ertrag der Minen zur Waare, zu Gegenständen des Nutzens, der Bequemlichkeit, des Luxus verarbeiten. Die ungeheueren Wälder, welche jene Landschaften bedecken, befördern die metallurgischen Gewerbe.

Alle Distrikte, wo diese ihre Hauptniederlassungen haben, zeichnen sich vortheilhaft vor jenen aus, welche auf die Erzeugnisse des Ackerbaues allein hingewiesen sind. Wenn man das ebene, kornreiche Schonen und die Striche der Südküste ausnimmt, so wird man in den keine Berg-Hüttengewerbe besitzenden Landschaften im Allgemeinen nur Armuth treffen. Man sieht statt Dörfer meist nur einzelne Hütten, oder 2 bis 3 beisammen. Die Flächen sind kulturunfähig und hoch mit Steinen überdeckt, auf welchen nur Moos keimen, kein Halm sprossen kann. Die Wälder allein lassen etwas Ackerbau zu. Noch heutigen Tages brennt dort der Bauer

ESKILSTUNA

in Schweden

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildburgh.

Eigenthum der Verleger



Holzungen nieder, damit die Asche eine anbaulohnende Krume bilde, worauf er den wenigen Hafer bauet, der ihm und den Seinigen das Brod gibt. Die Bauernhäuser sind Blochhäuser, ihre Wände von Baumstämmen — Bloch auf Bloch auf einander gelegt; die Fugen füllt Moos, und das Dach ist von Brettern. Ein Raum ist das Innere: Küche, Schlafgemach und Vorrathskammer zugleich. Vom Giebelbalken hängt der Wintervorrath an einem Stricke herab, 50—100 „Knätebrode" meistens aus Hafer, von den Aermsten mit einem Zusatze von Baumrinde gebacken und so hart, daß man sie mit einem Hammer zerschlagen und vor dem Genuß im Wasser erweichen muß. Die Ziege ist gewöhnlich das einzige Hausthier. Brennende Kienspäne vertreten Kerzen- und Lampenlicht. Die Kleidung der Landleute ist aus den gröbsten Stoffen. Geld ist bei ihnen fast gar nicht in Umlauf.

So wie man in einen Berg- oder Hammerwerks-Distrikt tritt, ändert sich die Scene. — Um die Schmelzöfen, die Walzwerke, die Waffenfabriken haben sich wohlgebaute Dörfer gebildet. Man sieht stattliche Kirchen, hübsche Pfarrhäuser, gut gebahnte und mit Frachtfuhrleuten belebte Wege, kurz die Zeichen eines bessern Zustandes. Alles athmet Thätigkeit, und ein bescheidener Grad von Wohlhabenheit ist ein allgemeines Gut.

Unser Bild führt uns inmitten dieser blühenden Gegend zu einem Hauptsitze der metallurgischen Gewerbe Schwedens. In dem etwa 120 Quadratmeilen großen Landstrich, zwischen Gefle und Norköping, Westerås und Carlstadt ist der größte Theil der Eisengewerbe des Reichs vereinigt. Ein Centralpunkt ist Eskilstuna. Es liegt zwischen Orebro und Stockholm, 10 Meilen von der Hauptstadt, in der Mitte der schönsten Landschaft, in der Nähe des reizenden Mälars, umgeben von kleinen Seen und den Flüssen, die sie zusammenhängen. Letztere umschließen größere oder kleinere Flecken theils angebauten, theils bewaldeten Landes, welche durch Brücken und Stege verbunden sind.

Der ganze Ort, der an 2000 Einwohner zählt, ist von Hütten- und Fabrikarbeitern bewohnt, welche in der königlichen Stahlmanufaktur (die den besten Stahl des Landes liefert) und in den Fabriken für alle Arten von Waffen, Schlossererzeugnissen, Messern 2c. 2c. ihr Brod finden. Es ist ein kleines Sheffield, und wenn man auch den Maßstab des brittischen nicht anlegen darf, so liegen hingegen die Contraste hier näher, an welchen man den wohlthätigen Einfluß erkennen kann, welchen Berg- und Hüttengewerke auf ein von Natur sonst karg begabtes Land und auf seine Bevölkerung üben.

CCCLXIV. Taganrog.

Wer durch das Land der don'schen Kosacken über den Don, der Küste des asow'schen Meeres entlang, nach Westen wandert, gelangt an einen Golf, in den der Sambock fällt, ein für kleine, flache Barken schiffbares, tiefer im Lande durch Moore und Sümpfe, nahe der Küste zu durch ein felsiges Bette schleichendes Gewässer. An dieses Golfs Westende tritt ein nicht allzuhohes Vorgebirge hinaus in das Meer. Auf seinem Scheitel steht die befestigte Stadt Taganrog, und um die Bucht, die das Vorgebirge bildet und schirmt, reihen sich Magazine. Der Hafen selbst, obschon der belebteste am asow'schen Meere, hat nur 4 Fuß Tiefe; deshalb können ihn die größern Schiffe nicht benutzen. Sie müssen auf der Rhede ankern, und das Löschen und Beladen derselben geschieht mittelst eigenthümlicher Bootkarren auf die Art, wie es unser schönes Bild veranschaulicht.

Taganrog hat in unsern Tagen dieselbe Handelsberühmtheit erlangt, wie einst Azoff, das alte Tanais; es ist eben so der Centralpunkt für den Handel des asow'schen Meeres, wie Odessa für den des schwarzen. Der Werth der taganrog'schen Ausfuhr beträgt jährlich über 10 Millionen Rubel; halb so viel ist jener der Einfuhr. Hauptgegenstand des hiesigen Geschäfts ist Getreide, welches aus den reichen, kornbauenden Ländern, die der Don durchströmt, herbeigeführt wird; sodann Eisen, Caviar, Wolle, Talg, Häute, Wachs. Die Einfuhr besteht aus Colonialwaaren, Weinen aus dem Archipel, getrockneten Früchten aus Smyrna, Südfrüchten aus Sicilien und Manufakturwaaren aus England. Der Verkehr zur See beschränkt sich auf die Monate April bis November, denn im Winter gefriert das asow'sche Meer und der Landhandel bleibt allein übrig, welcher, auf Schlitten, bis in die fernen Gegenden Sibiriens, bis Astrachan und Moskau getrieben wird.

Taganrog steht seit kaum 140 Jahren und wurde von Peter dem Großen gegründet, der, mit dem Scharfblicke eines Alexanders, seine schickliche Lage zu einem Ausfuhrmarkt der fruchtreichsten Provinz des Reichs erkannte. Die Stadt ist recht hübsch gebaut und ihre vielen und thurmreichen Kirchen geben ihr von der Ferne ein nobles Ansehen. Die Bevölkerung, etwa 10,000, ist ein Gemisch vieler Nationen: Russen, Griechen, Armenier, Italiener, Deutsche, Franzosen, Engländer, Juden. Die beiden erstern bilden die Mehrzahl. — Obschon unter der Breite

CCCLXIV



E. Willmann

TAGANROG

in Russland

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

Meers gelegen, ist doch das Klima rauher als in Danzig, und fast sibirisch. Langen und strengen Wintern folgen heiße Sommer von kurzer Dauer. Doch gilt dieß nur von der nächsten Umgegend, denn in der Entfernung von wenigen Meilen, nach der taurischen Landenge zu, ist das Klima schon viel milder, so daß selbst Weinbau gedeiht. Uebrigens entbehrt Taganrog nicht die Genüsse des Südens. Sein großer Verkehr mit Smyrna und den griechischen Inseln führt ihm die köstlichen Früchte in ganzen Ladungen zu, und so frisch, als ob sie den Tag vorher erst gepflückt worden wären; dabei ist ihr Preis unglaublich wohlfeil, so daß selbst der Lastträger an dem Genuß derselben Theil hat.

Taganrog liegt im Lande der don'schen Kosacken, im eigentlichen Donland. Der Fluch der Leibeigenschaft, welcher auf dem übrigen Rußland lastet, ist hier unbekannt. Der Kosacke ist so frei, wie der Deutsche nur seyn kann. Er ist unbeschränkter Herr seines Eigenthums, treibt, was er Lust hat, übt auf seinem Gebiete das Recht der Jagd und Fischerei und hat wenig oder gar keine Abgaben. Sein Kriegsdienst ist freiwillig. Man findet keinen Bettler und wenig Arme im Donlande. Fast überall herrscht Wohlhabenheit und ein oft überraschender Grad von Bildung; denn der Kosack ist eben so haushälterisch und sparsam, als er wißbegierig, thätig, muthig und arbeitsam ist. Seine Sitten sind rein, besonders sind die Weiber strengen Gesetzen unterworfen. Ehedem wurde ein gefallenes Mädchen mit den Haaren an die Kirchthüre gebunden und alle Eintretenden spieen ihr in's Angesicht. Eine Ehebrecherin begrub man lebendig. Der Kosacken Ehrfurcht vor dem Alter, ihre Gastfreundschaft und viele andere unter ihnen heimische Tugenden erinnern an die Zeiten der Patriarchen. Das Volk theilt sich in mehre Stämme; alle diese aber sind geschworene Feinde der tscherkessischen Völkerschaften, von deren Raubzügen sie, die schon viele Jahrhunderte die friedlichen Künste, Gewerbe und Ackerbau treiben, häufig zu leiden hatten. Diesen Erbhaß weiß das russische Gouvernement in seinem jetzigen Kampfe gegen die heldenmüthigen Kinder des Kaukasus gut zu benutzen. Ohne ihn, ohne den Beistand der Kosackenstämme, würde die Fortsetzung des tscherkessischen Kriegs kaum möglich seyn. In neuester Zeit hat die russ. Regierung auch den Eintritt der Kosacken in den Seedienst begünstigt und durch Vortheile aller Art ihn anlockend zu machen gesucht. Wirklich sind bereits alle Häfen des Donlandes, vorzüglich aber Taganrog, zu Pflanzschulen tüchtiger Seeleute geworden, und bei der Beharrlichkeit, mit der das Gouvernement seine Absichten durchführt, ist nicht zu zweifeln, daß bald der größere Theil der russ. Matrosen einem Volke angehören wird, das sich durch äußere Gestalt, Muth und natürliches Geschick vor dem russischen Leibeigenen eben so auszeichnet, als der freie Schweizer vor dem Neapolitaner. Das asow'sche und schwarze Meer sind recht dazu gemacht, den Seemann in Ueberwindung der Schwierigkeiten seines Handwerks zu üben; denn in der Welt gibt es keine, der Schifffahrt so gefährliche, bei stürmischem Wetter so furchtbare Gewässer. Jeder Orkan, der gewöhnlich urplötzlich und unerwartet los-

bricht, wühlt das asow'sche Meer, wegen seiner geringen Tiefe, bis auf den Grund auf; es trübt sich das Wasser und wird gelb; das schwarze Meer aber thürmt seine Wogen zu Bergen, so hoch, daß sie in ihrem eigenen Schatten ganz schwarz erscheinen; — daher sein Name. Darum ist auch das Kreuzen der russischen Kriegsgeschwader auf beiden Meeren immer gefährlich und hat alljährlich eine Menge Verluste an Menschenleben und Schiffen zur Folge.

Ehe wir Taganrog verlassen, besuchen wir noch seine größte Merkwürdigkeit — das Haus, in welchem Kaiser Alexander starb. Es wurde von der Krone angekauft und wird wie ein Heiligthum gehütet. Es ist nicht größer, als das Haus Napoleon's in St. Helena, und eben so klein ist das Zimmer, in welchem der mächtige Feind des Heros, fern von seinen Lieben, fern von seiner Hauptstadt, fast eben so verlassen als jener, gequält von Gewissensscrupeln, im fernen Winkel seines Reichs dahin schied. Im Todtenzimmer, vor dem Sterbebette des Kaisers, steht jetzt ein Altar; auf ihm brennen zwei Kerzen, und am Altare kniet ein Priester in immerwährendem Gebet. Es hat dieses Haus eine gar herrliche Aussicht. Aus seinen Fenstern sieht man das Meer vor sich ausgebreitet, und an beiden Seiten ziehen malerische Ufer hin. Die Schönheit der Natur verleiht der Betrachtung Schwingen und gießt einen überirdischen, seligen Schein über das Ganze. —

Alexander starb, so sagte man bei seinem plötzlichen Tode, vergiftet. In Taganrog glaubt so etwas Niemand. Jedermann kennt hier die schädlichen und lebensgefährlichen Folgen des unglaublich schnellen Temperaturwechsels, welcher in den glühend heißen Sommertagen oft 15 bis 20 Grade in wenigen Stunden beträgt. Die Umstände von Alexanders Tod kann in Taganrog jedes Kind erzählen. Der Kaiser hatte nämlich an einem Tage unerträglicher Schwüle eine Gondelfahrt auf dem asow'schen Meere gemacht und sich dabei sehr leicht gekleidet. Man rieth zur Mitnahme eines Mantels; er verschmähte es. Auf der See schlug der Wind um, und die Temperatur kühlte sich von afrikanischer Schwüle bis 8 Gr. R. ab. Obschon fühlbar erkältet, fuhr der Monarch doch noch in offener Troschke eine Strecke, und Fieberfrost schüttelte ihn schon, ehe er ein Obdach erreichte. Jährlich erleiden eine Menge Menschen aus gleicher Ursache eben so schnellen Tod. Daher hüten sich auch die Einwohner davor wie vor der Pest, und versehen sich auf allen ihren Ausflügen mit warmen Kleidern, die Luft mag noch so schwül seyn.

DIE GÄRTEN DES CHANS IN BAKTSCHISSARAI

CCCLXV. Baktschi-Serai und der Pallast des Chans.

Auch Rußland hat sein Hesperien; es ist die Krimm, das Tartarenland, dem Potemkin mit neronischer Faust das fremde Joch aufgelegt. Es gehört freilich ein an die monotonen Ebenen seines Vaterlandes gewöhnter Sinn des Russen dazu, die Schönheiten der Krimm überschwenglich zu finden. Auch ist immer nur der südliche Theil der Halbinsel so gepriesen. Es steigen hier die Berge von Nord nach Süd allmählich auf und fallen dann gegen das Meer zu ziemlich steil ab, so daß die höchsten Erhebungen des Landes dicht an die Küste hingestellt sind. Diese Abdachung, welche Fronte gegen Mittag macht und von Nord her durch die Wälder geschützt ist, die den Rücken des Gebirgs bedecken, kommt vermöge ihrer Lage in eigenthümliche Verhältnisse. Unter dem Breitengrade von Genf weht hier sicilische Luft. Die Olive, der Lorbeer, die Orange, die Granate, die Cypresse gedeihen, die Reben geben die delikatesten Weine, und saftiger Caktus sproßt an den der Mittagssonne zugekehrten Wänden der Felsen. Alle Pflanzen des italischen Himmels kommen hier fort. So günstige, klimatische Verhältnisse haben diese Landschaft von jeher zum Schauplatz thätiger Kultur gemacht und Ansiedler aus der Ferne hergelockt: — früher die Griechen, die Römer, die Genuesen; jetzt die Russen. Während die civilisirten Nationen, eine nach der andern, im bunten Durcheinander diesen schmalen Küstenstrich besetzt hielten, in Parks verwandelten, und in prächtigen Schlössern und Landhäusern dem raffinirten Genusse lebten, trieben von jeher oder treiben noch hinter den 4000 Fuß hohen Bergkämmen rohe, einfache Hirtenvölker ihr Wesen: erst die Kimmerier, dann die Gothen, hierauf die Alanen, zuletzt die Tartaren. Die Heerden dieser Nomaden weiden auf der einen Seite des nämlichen Gebirgs, auf dessen anderer der schwelgerische Luxus sein Wesen entfaltet. —

Den Mittelpunkt der gepriesenen Landschaft bildet die Bai und der Hafen des Städtchens Jalta. Rechts und links von demselben ist das Land mit Ruinen aus den Zeiten der Griechen, der Römer, der Byzantiner, der Genuesen, und mit Schlössern und Gartenanlagen der russischen Großen besäet. Wo gefeierte Tempel der pantheistischen Gottheiten gestanden, stehen jetzt Klöster und Kapellen. So nimmt z. B. das uralte, berühmte Sankt Georgenkloster auf den Trümmern des alten Cherson die Stätte des Dianentempels ein, wo

Iphigenia, die „holde, vielgeehrte" Priesterin, der jungfräulichen Göttin diente. Am Cap Parthenon, einem bei der Bai Fioraventi weit in das Meer hinaus ragenden Vorgebirge, steht ein Kreuz auf dem nämlichen Felsen, unter welchem Orest und Pylades sich versteckt hielten, als sie von den Scythen entdeckt wurden. Die Höhle ist die Zelle eines Klausners, und in dem heiligen Haine der Diana steht ein Bild der Maria. So knüpfen sich Vergangenheit und Gegenwart, heidnische und christliche Mythe, schwesterlich zusammen.

Vom Städtchen Jalta bis nach Alupka führt auf dem einige hundert Fuß hohen Meerstrande hin die treffliche Chaussee, welche der Graf Woronzoff, Gouverneur von Taurien, anlegen ließ. Wallnuß- und Maulbeerbäume beschatten sie. Gärten an Gärten reihen sich über einander auf den Terrassen der Gelände, an jeder Felswand klebt ein Weinberg, und zu beiden Seiten des Wegs prangen, durch geringe Entfernungen von einander geschieden, die Landsitze der russischen Großen. Man glaubt sich in der Nähe von Neapel, in den Umgebungen einer großen südlichen Hauptstadt, nicht in Rußlands Winkel. Unter unzähligen kleinern Schlössern ragen die Paläste der kaiserlichen Familie, der Narischkins, der Gallizins, die Villa Livadia des Grafen Potozki, und der Sitz des Grafen Woronzoff stolz hervor. Glieder der Czarenfamilie bringen jährlich ein paar Wochen in diesem russischen Paradiese zu. Dann wehen die Flaggen mit den Familienwappen der Anwesenden von allen Villen, und von Strecke zu Strecke aufgestellte Kanonen begrüßen mit ihrem Donner jedes vorübersegelnde Fahrzeug. Zwischen Jalta, einem schönen Städtchen, wo der Fremde in trefflich eingerichteten Hotels so gut leben kann, als in jeder europäischen Hauptstadt, und Odessa besteht eine sehr frequente Dampfschiffverbindung. In der schönen Jahreszeit fehlt es in Jalta nie an Touristenschwärmen vieler Nationen, und man trifft dort fast immer eine gewählte Gesellschaft an.

Die Streifereien jenseits des Gebirgskamms in das Innere der taurischen Halbinsel geschehen meist von Jalta aus und in größeren Gesellschaften. Der erste Ausflug gilt der alten Hauptstadt des einst mächtigen Tartarenreichs — Baktschi-Serai. Von Jalta sind es 7 Meilen. Der Weg geht durch ein angebautes, von einem ungestüm rauschenden Flüßchen bewässertes Felsthal, dessen senkrechte Wände mehre hundert Fuß emporragen. An diesen Felsen sieht man hie und da colossale Arbeiten der Menschen aus längst vergangener Zeit, anscheinend Werke der Befestigung. Man kömmt durch mehre Tartarendörfer. Sie nehmen sich von fern sonderbar aus, und man denkt bei ihrem Anblick eher an einen Kaninchenbau, als an den von Menschen. Die Wohnungen stehen so an den Berggehängen, daß die Dächer der hintern Seite den Boden berühren. In der Fronte ruhen die einstöckigen Hütten auf Säulen, welche weitvorspringende Dachgesimse stützen. Um die Pfosten ranken Reben- und blühende Schlinggewächse und bilden schattige Lauben. Hier sitzen Männer und Weiber mit kreuzweise untergeschlagenen Beinen, nach asiatischer Weise, auf den untergebreiteten Teppichen, und rauchen aus langen

Pfeifen, umtaumelt von halb= oder ganz=nackten Kindern, die mit ihren rothgefärbten Haaren, Augenbraunen und Nägeln, mit ihren, an kleinen Haarzöpfchen hängenden Amulettmünzen und bunten Halsbändern, aus der Ferne Affen ähnlicher sehen, als Menschen. Dann und wann kommen koraitische Juden und armenische Handels=leute die Straße daher geritten, letztere in prächtigen, glänzenden Costümen, auf wohlgefütterten Saumthieren, oder es begegnet eine Bande Zigeuner, mit ihrem buntscheckigen Gepäck von Kesseln, Proviant und Lumpen. Sie durchziehen ungehindert das Land und treiben als Musikanten, Gaukler und Gauner ihr Wesen. Um die Mannichfaltigkeit voll zu machen, überrascht mitten unter der tartarischen Bevölkerung ein deutsches Colonisten=dorf, von Schwaben bewohnt, die vor langen Jahren sich hier angesiedelt haben. Sie brachten ihren Schulzen, Pfarrer und Schulmeister aus der Heimath mit, haben sich ganz wie im Vaterlande eingerichtet, Tracht und Sprache unverändert beibehalten, und leben mit ihren mohammedanischen Nachbarn in friedlichem, freundlichem Verhältniß. Wunderlich nehmen sich die schwäbischen Mädchen mit ihren kurzen, faltenreichen Tuchröcken, ihren engen Hauben, den knappen Miedern, den rothen Strümpfen und Schuhen mit hohen Absätzen neben dem ernsten Mullah mit seinem schneeweißen Turban, dem Murza mit seinem gestickten Rocke, oder unter den tartarischen Bauernmädchen mit dem weiten Gewande und den zierlichen Sandalen aus.

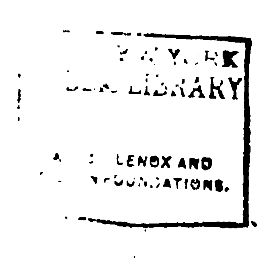
Jedes Tartarendorf hat seine Moschee, ein kleines, reinliches, niedliches Säulengebäude, das an die Tem=pelform der Alten erinnert. Das Volk ist sehr religiös und hängt mit um so innigerer Liebe an dem Glauben seiner Väter, seitdem ihr politisches Band vom russischen Schwerte zerhauen ist. Aberglaube, von der Priesterkaste genährt, ist die schwerste Last dieser gutmüthigen Menschen: denn in allen Begegnissen und Zufälligkeiten des Lebens sehen sie Gnomen= und Geisterkräfte wirksam, und der Kampf dagegen durch Amulette und Gebet beschäftigt sie unab=lässig. Alle Tartaren lernen bei ihrem Mullah lesen, und die meisten auch schreiben; — der Koran ist in jeder Hütte; freilich ist er auch ihr einziges Buch. Sie sind einfach, freundlich, gastfrei, ehrlich; bebauen das Feld und weiden ihre Heerden, in welchen ihr Reichthum besteht, auf den Steppen und in den Bergen. Nur eine heftige Leidenschaft scheint dies Volk mit patriarchalischer Sitte zu beherrschen: unversöhnlicher Haß nämlich gegen seine Unterdrücker. Er erbt fort von Generation zu Generation, und wird genährt durch die traditionelle Hoff=nung auf einen Messias, der im Volke zur rechten Stunde erstehen und wieder aufrichten werde das Reich Ti=murs, und erneuern soll den erloschenen Glanz der Nation. Der Tartarenhaß gegen die Russen, obschon uralt und in der Frühgeschichte beider Völker begründet, bekam durch die unmenschliche Behandlung Potemkins, unter Katharinens Regierung, die höchste Schärfe. Dieser allmächtige Günstling der Kaiserin hauste in der Krimm mit Grausamkeit, und fügte zum Joche der Knechtschaft die Lust an der Qual. Schauergeschichten, von denen in den Annalen jener Zeit kaum einige Züge aufgezeichnet und erhalten sind, füllen in den tartarischen

Hütten die Winterabende aus, machen jedes Gefühl sträuben und frischen den Haß, den die jetzige kluge und menschliche Regierung vergeblich auszulöschen strebt.

So wie man die Gebirgsrücken überstiegen hat, wird das Klima auffallend rauher, die Fruchtbarkeit und der Anbau nehmen ab. Von der Höhe erblickt man zum erstenmal der Krimm einförmige Steppen. Ueber die baumlosen, unabsehlichen Ebenen schweift das Auge, kaum in den kleinen, hie und da zerstreuten Tartarendörfern einen Ruhepunkt findend. Diese Steppen liegen jenseits des Zieles unseres Ausflugs; denn die ehemalige Hauptstadt der Chane prangt in einem schönen Thale dicht am Fuße des Gebirgs, in das wir nun hinabsteigen.

Baktschi-Serai hat eine wirklich beneidenswerthe Lage. In seiner Nähe erweitert sich das schöne Thal, der anfänglich kleine Strom ist durch die aus den vielen Nebenthälern zurinnenden Gewässer zu einem mächtigen Flusse angewachsen, dessen krystallhelle Woge auf der einen Seite hohe Felswände bespült, während auf der andern die schönsten Wiesengründe sich ausbreiten. Hier ruht die „Gartenstadt" in einem weiten Kranze von Obsthainen und Wäldchen von Cypressen, über deren Wipfel die schlanken Minarets der Moscheen ragen. Das Innere der Stadt ist ganz orientalisch, und sähe man nicht dann und wann eine russische Uniform, so würde nichts die gänzliche Veränderung in den polit. Verhältnissen des Landes andeuten, welche nun schon drei Vierteljahrhundert gedauert hat. Gebäude, Sitten, Kleidung, Gewohnheiten sind durchaus dieselben geblieben. Die Bazars, die Kiosks und Begräbnißplätze, die schwarzen Pappeln, die terrassirten Gärten und Weinberge, die in der Luft zu hängen scheinen, die zahlreichen, schön geschmückten und mit kunstvoller Architektur verzierten Brunnen versetzen nach Stambul oder nach Buckhara. Die Straßen sind nach der Sitte des Orients sehr enge, schlecht gepflastert, unregelmäßig und krumm; die sehr lange Hauptstraße windet sich wie eine ungeheuere Schlange durch das Häuserchaos der Stadt. Wie im ganzen Orient, wird hier jedes Gewerbe und werden selbst die Beschäftigungen, welche nach abendländischer Sitte zu den häuslichen gehören, auf offener Straße getrieben. Vom Schneider, Schuhmacher, bis zum Schreiber und Arzt hinauf, hat jeder seine Bude vor der Hausthüre aufgeschlagen. Daher die große Lebendigkeit auf den Straßen, obschon die Bevölkerung unter russischer Herrschaft um mehr als die Hälfte abgenommen hat. Die zum Verkauf hergeführten Früchte, Taback, Flachs und Korn, werden ebenfalls in den Straßen zu Pyramiden aufgeschichtet, und sie verengen die Passage oft so, daß nicht fortzukommen ist.

Der Pallast der Chane, welcher seit der Eroberung mit großer Sorgfalt ganz in dem alten Zustand erhalten wird, ist das merkwürdigste Gebäude nicht blos in der Krimm, sondern im ganzen südlichen Rußland. Die äußere Umfangsmauer umschließt einen Raum von $1/_{8}$ engl. Quadratmeile. Es ist der Anziehungspunkt für alle die Krimm besuchenden Touristen, und lobenswerth ist die Einrichtung, welche jedem anständigen Fremden den





GRAN IN UNGARN

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildbh.

freien Zutritt zu allen Theilen der weitläufigen Anlage gewährt. Er besteht, wie das Serail in Constantinopel, aus einer Menge abgesonderter Gebäude, welche durch Corridors, Säulen- und Laubengänge mit einander in Verbindung stehen, und von feenartigen Gartenanlagen mit Bädern, Springbrunnen, Kiosks 2c. umgeben sind. Unser Stahlstich zeigt die Gebäude von der Seite des Harems mit seinen Gärten, und in der Ferne sieht man den Erker des Audienzsaals, wo einst, hinter goldvergitterten Fenstern, die Lieblingsfrauen des Chans ungesehen die glänzende Versammlung des Adels und der Offiziere betrachten durften. — Portiken, Moscheen und Fontainen sind geziert mit Inschriften in arabischer Sprache, meist Sprüche aus dem Koran, andere mit den Namen und überschwenglichen Titeln der Chane, die hier gelebt und geherrscht haben. Alles ist noch wie in den Tagen des großen Dwelet Ghirei: — nichts fehlt als — die Menschen. Still ist Alles; still wie das Grab. Kein Fußtritt tönt durch die hohen vergoldeten Hallen, der des bebreßten Schließers ausgenommen und der Neugierigen, welchen er die verlassenen Räume öffnet.

CCCLXVI. Gran in Ungarn.

Ungarn war schon in den ersten Jahrhunderten unserer Aera ein Sitz der Römer. Von der Stadt der sieben Hügel trug der nimmer rastende Krieg die Fahne der Gesittung an den Strand der Donau und pflanzte sie auf in dem ungebrochenen Boden. Um sie war Drang und Kampf und Streit ohne Rast zwei Jahrhunderte hindurch, und Rom mußte in den Ebenen Ungarns aller Mühsal des alten Herkules sich unterwinden, bis endlich die Völker ihre Häupter vor dem Adler beugten, der vor ihnen auf flog. Die gewonnene Herrschaft zu sichern, wurden Vesten (Castra) von einem Ende des thrazischen Landes bis zum andern aufgerichtet, viele am Donaustrome, bald dies- bald jenseits, und Legionen hinein gethan, die zugleich zügelten und, unähnlich den stehenden Heeren der Gegenwart, nützliche Werke des Friedens verrichteten. Die Kunst, das beste Jugendblut der Völker in stagnirende Sümpfe zu leiten und die rüstigste Kraft der Nationen, als stehende Heere, zu Paradekünsten und

zur Faulheit zu dressiren, war damals noch nicht erfunden. Der Krieger schwang das Schwert in der Schlacht, aber Axt und Spaden im Frieden. Er lichtete die Wälder, zog Straßen über die Gebirge, grub Canäle aus, und warf selbst die Wälle auf, hinter denen er das Land schützen sollte, welches er gewonnen. Er lichtete die ungeschlachte Barbarenwelt, bändigte die blinden Naturgewalten und legte den Acker zur Aufnahme höherer Saat bereit.

Zu dieser Zeit, während der Regierung Trajans, erstand auf dem Felsen, wo gegenüber der Granfluß aus lieblichem Thale mündet und wo jetzt die Zinnen des Graner Schlosses zu sehen sind, das römische Strigonium. Es war ein Castrum und einer Legion zum Aufenthalt angewiesen. Unter dem Schutze der Veste keimte die Stadt. Strigonium blühete lange — und es verblühete mit dem Reiche, dem es angehörte. Rom's Traum war ausgeträumt; — vor den, wie hungrige Heuschreckenschwärme hereinstürmenden Horden der scythischen Steppen verging Rom's Pracht und Herrlichkeit im ungarischen Donaulande. Palast, Forum, Academie, Castren und Städte schwanden wie Schattenspiel; nicht einmal die Namen blieben.

Erst im 10ten Jahrhundert tagt es wieder nach langer Nacht in diesen Gegenden, und auch das alte Strigonium wird wieder genannt als das Städtchen Gran. Aus den Ruinen der römischen Veste hatte man eine fürstliche Burg errichtet. Herzog Geisa wohnte dort und der nachmals für die Wiedereinführung des Christenthums im Lande so thätige heilige Stephan wurde dort geboren. —

Gran erwuchs zur ansehnlichen Stadt und blühete bis ins sechzehnte Jahrhundert. Da kam die dritte Nacht über das Land, in das der türkische Halbmond ein todtenbleiches Streiflicht warf, — kein wohlthätiges Sonnenlicht; — Gran fiel 1543 in die Hände der Muselmänner, wurde geplündert, seiner meisten christlichen Einwohner durch Schwert und Sklaverei beraubt, theilweise zerstört. Es blieb in des Sultans Händen bis 1683. Nach der Befreiung wurde es zum Lohn für so viele erlittenen Drangsale Freistadt, erhielt große Privilegien, ward Sitz eines Erzbischofs, der zugleich die Würde eines Primas von Ungarn bekleidet, und, vermöge seiner günstigen Lage, zugleich der eines bedeutenden Handels.

An der Stelle der türkischen Moscheen erstanden nun Klöster und prächtige Kirchen. Unter den letztern ist die kürzlich vollendete Metropolitankirche zu den herrlichsten und großartigsten des Reichs zu rechnen. Auch eine Menge Bildungsanstalten keimten auf und gediehen; so die beiden Seminarien für angehende Priester u. das Gymnasium. Am Fuße des Schloßberges wurden die schon von den Römern gekannten u. während der Türkenzeit benutzten warmen Heilbäder neu gefaßt und mit bequemen Einrichtungen versehen, und sie werden jetzt häufig besucht. Handel auf der Donau und Tuchfabrikation machen das Hauptgewerbe der hiesigen 13,000 Einwohner aus.



SCHLEISSHEIM BEI MÜNCHEN

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

Die Gegend von Gran ist ein Cyclus lachender und romantischer Landschaften. Ihr Juwel ist Schloß Wisheegrad. — Hoch auf dem Felshaupte prangt die Ruine, die schönste in ganz Ungarn. Das Schloß war der Pallast der ungarischen Könige, — es faßte 350 Zimmer und Säle, und die Pracht des Hauses war so groß, daß der päbstliche Legat, als ihn Matthias Corvinus im 15ten Jahrhundert einführte, ausrief: „das ist das irdische Paradies!" Es war einer der letzten Punkte, welche die Türken in Ungarn behaupteten. Erst 1686 fiel die Beste — und die erbitterten Christen machten aus dem Hause des Gekrönten einen ruinenbedeckten Todtenhügel — ein Mal der irdischen Vergänglichkeit.

CCCLXVII. Schleissheim.

Zwei Stunden von München liegt das Schloß Schleißheim. Früher war's ein Lusthaus der bayerischen Fürsten; jetzt ist's ein Tempel der Kunst. Die Schleißheimer Gemälde-Gallerie ist nächst der in der Pinakothek zu München die größte und werthvollste Kunstsammlung im südwestlichen Deutschland.

Das Gebäude selbst, obschon es lange Zeit ein Gegenstand der Bewunderung der Kenner war, ist nur ein Beleg für die Verdorbenheit des Geschmacks, welche mit den Jesuiten im 16. und 17. Jahrhundert aus Italien über die Alpen hereinbrach. An die Stelle des deutschen Baustyls trat damals der verschrobene italische. Das Vorurtheil der Architekten (sie waren fast ausschließlich Italiener), der sogenannten Kunstkenner, der Fürsten als Beschützer der Künste, die Gewalt der Mode endlich, setzten überall den deutschen Styl ab und herab. Fast alle Schriftsteller jener Zeit wetteiferten, ihn zu schmähen, und dieß fand um so leichter Eingang, als auch die Tonangeber für Schönheitsbegriffe, die Franzosen, damit übereinstimmten. Viele der edelsten Monumente der gothischen Baukunst wurden niedergerissen und Ausgeburten des Ungeschmacks traten an ihre Stelle. Wo man nicht niederreißen konnte, wurde wenigstens verstümmelt. Die meisten Baumeister der damaligen Zeit waren in der That bloße Bauverderber. — So wenig nun auch Schleißheim seines Styls wegen Lob verdient, so ist doch die innere Einrichtung großartig. Das Vestibül und die Treppenanlagen sind schön, die Säle und Zimmer

von guten Verhältnissen. Man erkennt, daß sein Baumeister, indem er das Aeußere des Palastes der Mode anpaßte, von den Fesseln seines Zeitalters frei, viel Würdigererś geleistet haben würde.

Den Besucher des Schlosses empfängt eine sehr schöne, von acht hohen Marmorsäulen getragene Halle. Zwei Gemälde von Peter Candid sind hier angebracht: Symbole der Monarchie und der Wissenschaft.

Hohe Flügelthüren öffnen zum Eintritt in den großen Speisesaal. Dort hängen die lebensgroßen Bilder des bayerischen Regentenhauses: viele von guten, einige von berühmten Künstlern. Eine prachtvolle Marmortreppe, leider nicht ganz vollendet, führt in das erste Geschoß des Palastes und zum großen Bankettsaale, den 20 schlanke Bogenfenster erhellen. Sein Boden ist mit Marmor getäfelt. Große Gemälde aus der bayerischen Geschichte füllen die Wände; und jene des folgenden Raums, des Siegessaals, Schlachtengemälde vom Meister Beich: die Treffen des Churfürsten Max Emanuel, denen der Künstler selbst beigewohnt hatte. Nun folgt die eigentliche Gallerie: — gegenwärtig 1500 Bilder in einigen fünfzig Sälen und Zimmern zählend. Sie nimmt die ganze ehemals kurfürstliche Wohnung und einen Theil der Räume ein, die der höhern Dienerschaft angewiesen waren.

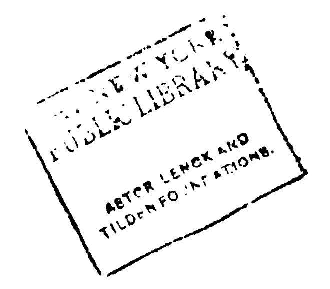
Dieser kostbare Gemäldeschatz ist hauptsächlich unter der Regierung Königs Max angehäuft worden. Als dieser gütige und lichtfreundliche Monarch das Lichtscheue in seinem Lande austilgte, die Schulen reformirte und die Klöster aufhob, gelangten aus den geistlichen Stiftern und Abteien die dort bewahrten bessern Gemälde in die königlichen Sammlungen, und ein Theil des Kunstreichthums, der in der Residenz allein nicht unterzubringen war, kam, auf Anrathen des damaligen Galleriedirektors Mannlich, in das Schleißheimer Schloß. Vorzüglich waren es die älteren Bilder, welche hier aufgestellt wurden, und zwar so, daß das Streben, Irren, Einlenken und Fortschreiten der älteren deutschen Kunst in fast ununterbrochener Zeitfolge dem Beschauer vor Augen trat. Durch diese Anordnung wurde für das Wiedererkennen und Würdigen der altdeutschen Kunstschätze recht eigentlich die Bahn gebrochen. Unter einer Anzahl von 500 Gemälden der frühesten Meister, die hier vereinigt waren, fand sich nicht ein einziges Bild als Copie oder Wiederholung. Voller Verwunderung sah man jetzt, wie Deutschland zu einer Zeit, in der man die Nation in Barbarei und Unwissenheit versunken glaubte, auf seinem Boden die köstlichsten Blüthen der Kunst in Menge entfaltet hatte, ebenbürtig den herrlichsten, welche zur nämlichen Periode auf italischem Grunde sproßten, ja diese in vieler Beziehung und an Mannichfaltigkeit und Menge noch übertreffend. Was König Max für die Zusammenstellung und das Verständniß der alt-oberdeutschen Malerschule wirkte, thaten mit nicht minderem Verdienste für die Kunstgeschichte gleichzeitig die Gebrüder Boisseree in Cöln für die alt-niederdeutsche, und als deren Sammlung vom Könige erworben und ebenfalls nach Schleißheim (jetzt in der Pinakothek) kam, war nun der reichste Stoff zur Vergleichung vorhanden, welche zu den

interessantesten Entdeckungen hinleitete. Die Vereinigung beider Schätze galt damals als ein Ereigniß, wie seit Jahrhunderten keines die Kunstwelt bewegt hatte. Kunstrichter und Freunde der Kunst pilgerten in Menge nach Schleißheim und berichteten (Göthe zuerst!) mit unbegrenztem Enthusiasmus über die glänzende Wirkung, welche die Zusammenstellung der Meisterwerke altdeutscher Kunst hervorbrachte. Beide Schulen zeigten eine selbstständige, eigenthümliche Entwickelung, die in Martin Schön für die oberdeutsche, in van Eyk für die niederdeutsche ihre Culminationspunkte hatten. Namen, die früher kaum gewürdigt waren, oder matte, zweideutige Strahlen geworfen hatten, wie Hans Holbein, der Vater, und Wohlgemuth, der Lehrer Dürer's, 2c. 2c. sind am Kunsthimmel seitdem als Sterne erster Größe anerkannt und den niederdeutschen Meistern, Wilhelm von Cöln, Hemling und Schoreel, nahe gestellt worden.

Die Boisseree'sche Sammlung verdoppelte den Schleißheimer Schatz durch 200 Bilder. Er umfaßte fortan den Gang der gesammten deutschen Malerkunst vom dreizehnten bis zum sechzehnten Jahrhundert, bis zu dem Zeitpunkte also, wo mit Dürer in Deutschland ebenso eine neue Periode anhob, wie in Italien gleichzeitig mit Raphael. — An die Bilder der alten, niederdeutschen Schule, welche in Schleißheim durch die schönsten Tafeln der Kölner Meister repräsentirt war, schlossen sich die Gemälde der Zeitgenossen, Schüler und Nachfolger in den Niederlanden und in Westphälen an; der ernste van der Goes, der charaktervolle Israel von Mecheln, der erfindungsreiche Hemling, Quintin Messis, Cornelius Engelbrechtsen, der ernste Walter van Assen und viele andere. Den Schluß des Cyklus machten die Tafeln des großen Lucas von Leyden, als unerreichbare Vorbilder zarter Ausführung; ferner die des vielseitigen, kraftvollen Mabuse, des zarten, gemüthvollen Schoreel, Calcars edle Compositionen, und die des begabten Bernhard von Orley. Gleichzeitig wurde die Schleißheimer Gallerie, theils durch glückliche Erwerbungen des jetzigen Königs, theils durch Versetzung aus andern königlichen Sammlungen mit Werken des jüngern Holbein (welcher das Bildniß auf die höchste Staffel des Ruhms hob), und des genialen, vielseitigen, wahrhaft großen Dürer bereichert, jener Meister, welche, als zwei Sterne erster Größe, den Glanz und den Ruhm der oberdeutschen Malerei gleichsam concentrisch in sich aufnahmen, und noch in folgende Jahrhunderte hinüberstrahlen. Um ihre Tafeln reihete man die der auch gefeierten Zeitgenossen: Hans Burgmayr, Hans Baldung Grün, Hans von Culmbach, Lucas Cranach, des phantasiereichen, vielseitigen, romantischen Altorffer, des scharfsinnigen Grünwald, der Behams und des Georg Penz. Es ließe sich über diesen (seit der Eröffnung der Pinakothek theilweise in München zu schauenden) Cyclus altdeutscher Gemälde, wie er wohl nie wieder so zusammenkommen wird, ein Werk schreiben, und nur mit Ueberwindung kann ich der Versuchung widerstehen, meinen Lesern auch Einzelnes von so viel Trefflichem zu beschrei-

ben. — Der Bilderschatz der ausländischen Schulen war in Schleißheim ebenfalls groß; seit einigen Jahren ist inzwischen manches Hauptbild in die Pinakothek versetzt worden. Weltberühmte Tafeln sind: von Rubens: das Jüngste Gericht, zeugend von des Meisters Allgewalt; ferner Tintoretto's große Kreuzigung in der Kapelle; das Dreikönigsfest (le roi boit) von Jordaens. Alle großen Meister der flamändischen und holländischen Schule zeigen sich hier durch würdige Werke; so die Landschafter: Ruysdael, Pinnacker, Booth, Sachtleeven, Backhuysen, Waterloo, Wynants, A. van der Velde, Berghem; die Genremaler Ostade, Brouwer, Mieris, die drei Breughels und die beiden Teniers: Treffliches sieht man von den Portraitmalern van Dyck, Miereveld, Crayer, Kessels, Hals; von den Thiermalern: Hondekoeter, Weenix; Schönes von Rembrandt, Peter de Laar; ferner von den Schlachtenmalern Wouvermann, Courtois, Rugendas.

Von einigen großen Meistern der Italiener besitzt Schleißheim Bedeutendes; so von Tizian, P. Veronese, Tintoretto, Guido Reni, Luca Giordano; ferner von Correggio, Giulio Romano, Garafolo, Da Vinci, Giorgione. Aus der französischen Schule hat es ein paar Claude und kostbare Callots (den bethlehemschen Kindermord) und Philipp Le Clerks. Der hiesige, sonst so berühmt gewesene Raphael, eine heilige Familie, (für den der kurfürstliche Käufer 28,000 Gulden und eine bedeutende Leibrente gegeben hatte), hat sich als unächt ausgewiesen. Es ist eine Copie, und überdies eine aus später Zeit. Wie viele gefeierte Gemälde in großen Gallerien, die den Namen Raphaels tragen, mögen keine bessere Abstammung haben, als dieses! —





SEGOVIA IN SPANIEN

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildbn.

Eigenthum d. Verleger

CCCLXVIII. Das Amphitheater zu Segovia in Spanien.

Im römischen Weltreiche hat außerhalb Rom kein Primat bestanden. Jedes Glied an der Völkerkette mußte nothwendig alle Geltung in dem ersten Ringe suchen — dort, wo die ganze Gliederreihe aus erster Ursache, die allein Rom war, sich entwickelte. Darum hatten auch alle Provinzen an den Einflüssen und Wirkungen römischer Herrschaft gleichen Antheil.

Spanien, gesichert durch seine Lage, und den Heerstraßen des Krieges fern, genoß, als römische Provinz, eine lange Periode des Gedeihens, des Friedens und der Ruhe. Drei hundert Jahre hat dort die Blüthenzeit der Herrschaft Roms gedauert. Ueber tausend reiche Städte prangten am Stocke des Landes, und ihre Namen und Denkmäler reden von jener Zeit zur Gegenwart.

In dieser Epoche waren es besonders drei Städte der iberischen Halbinsel, in welchen sich der Glanz der weltherrschenden Roma widerspiegelte: Tarragona, volkreicher und größer als irgend eine Stadt der heutigen Welt, mit 2 Millionen Einwohner; Merida, das 90,000 bewaffnete Bürger aufstellen konnte, und Saragossa. Auch Segovia, dessen Gründung die Chronisten dem Herkules zuschreiben, war damals groß und reich. Seine prachtvollen Gebäude stiegen auf den Terrassen eines Bergs empor, und die Spitze desselben krönte die Zwingburg, das Castrum.

Segovia ist jetzt arm, entvölkert und eilt seinem Verfalle zu; aber zwei Werke geben Zeugniß von dem, was es gewesen: der Aquädukt, welcher der Stadt das Trinkwasser zuführt und im 5ten Bande dieses Werkes beschrieben wurde, und das Amphitheater. Letzteres ist ein Rundbau und wohl erhalten. Es wurden in demselben bis auf neuere Zeit die Stiergefechte gehalten, in welchen die blutigen Circenses der Römer fortleben.

Jetzt brandmarkt die öffentliche Meinung auch die Stiergefechte als grausam und sie hören allmählich auf; aber anderthalb Jahrtausende gehörten dazu, diesen Wechsel der Begriffe zu bewirken. Tiefer als irgendwo im Römerreiche hatte in Spanien der Sinn für die Spiele der Arena gewurzelt, welche unter Tiber, Nero, Caligula den höchsten Gipfel der Scheußlichkeit erreicht hatten. Gladiatorenkämpfe waren damals so allgemein in Spanien, wie in Rom selbst. Die schönsten, kräftigsten Männer und Jünglinge, welche die auswär-

tigen Kriege als Gefangene lieferten, wurden, nach Abzug dessen, was Italien zum Schlachten im Circus brauchte, in die Provinzen vertheilt, und wenn die Fehden mit den Barbaren nicht ein hinlängliches Contingent hergaben, so öffnete man die Gefängnisse und ließ die Verbrecher sich würgen. Erst am Abend des römischen Tages, als, durch Constantin, das Christenthum zur Staatsreligion sich erhob und es die Barmherzigkeit in die Welt zurück führte, lange nachher, als in Rom selbst die Arenen geschlossen waren — hörte das Spiel des Menschenwürgens in Spanien auf. An seine Stelle, — denn der verwilderte Sinn des Volks forderte Ersatz — traten die Stiergefechte, und dem Umstande, daß die Amphitheater die Bühnen des neuen Schauspiels blieben, ist auch die lange Erhaltung mehrer dieser Monumente in Spanien zu danken.

CCLXIX. Der Augustusbogen bei Aosta in Piemont.

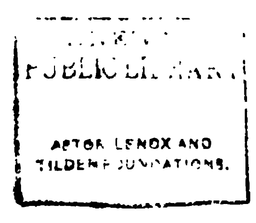
Civitas Augusta! Dein Thor steht noch, aber was ist aus dir, du Gepriesene, geworden? ein dunkles, winkliches Landstädtchen voller Schmutz und voller Armuth. Das heutige Aosta hat in der That kein Interesse weiter, als das, welches ihm die Vergangenheit verleiht. In einer niedrigen Häuserreihe sind die Umrisse eines Cirkus gezeichnet, eine andere steht auf dem Fundamente eines Palastes, und in der Einfassungsmauer eines Klosters wollen Mönche die Ueberreste eines Theaters sehen. Inschriften in dem schönen Dom, welche man als Grabsteine christlicher Märtyrer ausgibt, rühren von heidnischen Römergräbern her, oder sind Votivtafeln, welche man aus den Tempeln der verjagten Gottheiten nahm. Freuen kann sich in diesem Falle der Alterthumsforscher der gläubigen Einfalt, oder des frommen Betrugs, da er jene Inschriften vor der Zerstörung schützte; wenn er aber bei der Betrachtung bekutteter Heiligenbilder die verstümmelten Formen einer antiken Helden- oder Götterstatue gewahrt, einen Herkules unter der Metamorphose eines Sankt Antonius erkennt, oder eine Niobe als Sankta Clara: dann eilt er mit Ingrimm hinaus, dahin, wo die Natur mit zarter, mütterlicher Hand jede Ruine sinnig ausschmückt, und das schon Gestorbene mit dem jungen, grünen Leben umschlingt. —

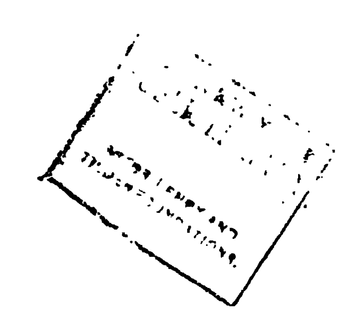
DER TRIUMPHBOGEN DES AUGUSTUS

bey Aosta.

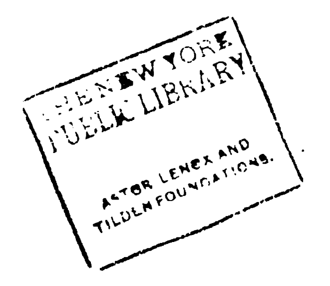
Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildburghausen.

Eigenthum der Verleger





auf ihm schaukelten sich die Handelsflotten der griechischen Welt. Jene Küsten hallten wider von den Begebenheiten, welche die Welt erfüllten, und jene graue Reihe niedriger Schutthügel, sie ist der Leichenacker vieler Städte, denn in jedem Tumulus liegt ein einst blühender Ort begraben. Sieh' dort, wo ein halb versunkener Säulencyklus die Kontur seiner verwitterten Gestalt an den Horizont hinzeichnet, dort findest du die Wiege jener wunderbaren Mythen, welche die Wanderung durch die Welt gemacht haben und unter der Hülle vielerlei Religionen durch alle Zeiten gingen: — dort that Herkules, der Volkszähmer und Staatengründer, seine Thaten. — Damals und Jetzt: — welch ein Zeitraum trennt sie! Denke die Namen, welche die Weltgeschichte an diese Landschaft knüpft, laß jeden Namen ein Buchstabe seyn, und alle Buchstaben sich zur Inschrift reihen, und kannst du jene lesen, welche Gottes Finger an's Himmelszelt geschrieben hat, so wird dir auch diese keine Hieroglyphe seyn. —





PUPPANASSUM

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

CCCLXXI. Der Katarakt der Sündenvergebung

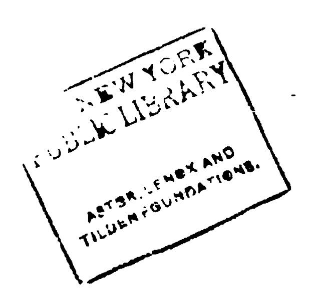
(der Poppanassum)

in Indien.

Wir haben lange zusammen die Welt durchwandert und unser Traumbild menschlicher Weisheit ist verronnen. Ueberall sahen wir die nämlichen Mängel: nur das wie groß? und wie viel? war verschieden. Wir sahen allwärts das Recht, die Macht, den Reichthum zusammengehäuft bei einzelnen Menschen, oder Ständen, oder Kasten: — die *Massen* der Völker aber mehr oder minder arm, nackt oder leidend, und überall die Mehrzahl abhängig von den Wenigen, auch dann, wenn Charten und Constitutionen feierlich Rechtsgleichheit proklamirten. — Auch die Religionen sahen wir selten als Bildnerinnen, viel häufiger aber als Instrumente zur Verdummung der Völker, entweder im Interesse der Priester allein, oder *zugleich* in dem der Fürsten. Selbst die unvernünftigsten haben sich stets als ausschließliche Wahrheit verkündigt, und um so lauter ist solches geschehen, je mehr sie den *reinen* Urquell trübten, dem sie alle entsprungen sind, je mehr sie befangen waren in Irrthum; Unduldsamkeit aber fanden wir als ihr gemeinschaftliches Erbtheil. Doch so viel auch des Jammers wir gesehen, so hoch auch der Schutt des Mißbrauchs ist, der die unvertilgbare Saat allgemeinen Menschenglücks dergestalt zudeckt, daß sie nicht aufkeimen und emporwachsen kann: — so haben wir doch bei jedem *Rückblick* in den Zustand der Vergangenheit den *Trost* mit hinweggenommen, daß wenn auch die Menge der vorhandenen Uebel unübersehlich groß ist auf Erden, eine *fortschreitende Verminderung* derselben dennoch nicht geleugnet werden kann. Nur der *Vergleich* des Jetzt und Einst zeigt den *Fortschritt* Dem auch, welcher, in seinem Eifer für das Besserwerden, dem *allgemeinen* Fortrücken der Zeitgenossen immer voraus eilt, und *dies* oft so sehr, daß er wohl gar in Versuchung gerathen kann, an ein Rückschreiten des Geschlechts zu glauben. Es bleibt *wahr*, daß die Menschheit in *jedem* neuen Morgen einen glücklichern Tag werden sieht. Dieß ist begründet in der Ordnung, welche in der Welt der Wesen den Raum vom ersten Krystall an bis zum Menschen ausgefüllt hat.

Solche Gewißheit eines stufenweisen Besserwerdens, welche über alle Zweifel erhaben ist, stille die Wogen empörten Gefühls, wenn dem Blicke Scenen begegnen, die uns die Werke des Betrugs und der Verdummung an ganzen Völkern zeigen.

Zu einer solchen Scene führt uns das heutige Bild. Der Katarakt bei Poppanassum im Carnatik (2 Stunden von Tinevelly), ist der herrlichste in ganz Indien. Hundert und fünfzig Fuß hoch stürzt sich die gewaltige Wassermasse über die Felsen zum Abgrund. Was hat aber der Mensch aus diesem erhabenen Werke Gottes gemacht? Einen Tempel des Aberglaubens! Hieher schicken die schlauen Priester die Schaaren der Wallfahrer — nicht um die Herrlichkeit des Schöpfers in seinem Werke zu erkennen und zu ihm zu beten, sondern um sich vor ekelhaften Fratzen niederzuwerfen, welche lästernde Hände jenem Gotteswerke in's Antlitz gemeißelt haben. Auch mancher christliche Wanderer zu den Muttergottesbildern in den Alpen denkt wohl nicht daran, den Herrn in seiner wunderschönen Bergwelt zu schauen, damit das Herz ihm aufgehe und er sich erwärme am Anblick der Gletscher und Schneefirnen. Er denkt vielmehr an Vergebung seiner Sünden! Ablaß und Absolution sucht hier auch der Hindu. Sein Priester lügt ihm vor: Bramah selbst spende an diesem Orte so allbarmherzig seine Gnade, daß hundert Menschengeschlechter in einem Tage von der Angst und Pein des Gewissens erlöst wären, wenn sie herkämen: — denn seht, sagt er, jeder Tropfen dieser herabdonnernden Wassermasse, jedes Schaumbläschen hat die Kraft, die Menschen rein zu waschen von allem Schmutz der Seele. Einmal rein geworden, bleibt der Gläubige rein bis an's Grab, und wenn er sich im Kothe der Verworfenheit und Schlechtigkeit alle Tage wälzte. — An den feierlichen Ablaßtagen drängen sich bei diesem geschändeten Werke Gottes viele Zehntausende zusammen, und eine Menge Priester sind gegenwärtig, welche die Opfer in Empfang nehmen, die man ihnen reichlich spendet. Auch außer der üblichen Wallfahrtszeit sieht man die fratzenhaften Gnadenbilder nie verlassen; man findet daselbst jeder Zeit Betende und Büßende aus den fernsten Theilen Indiens.


NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.



MÜNCHEN

Aus d. Kunstanst d Bibliogr Instit in Hildbh

CCCLXXII. München, altes und neues.

„München ist die Residenz eines deutschen Kurfürsten. Seine Lage ist schlecht, seine Bauart nicht schön und das Entrée gar abstoßend. Hinter den Wällen gucken ein paar schlecht geformte Thurmköpfe und die Giebel von einigen Dutzend Gebäuden vor, und der stinkende Athem der breiten Wassergräben macht schon in der Ferne Ekel. In der Nähe hatten die vielen Schießscharten in den Mauern, die starken, mit Geschütz besetzten Bastionen und die dicken Thürme für mich etwas Unheimliches, und als unser Wagen über die hölzerne Wallgrabenbrücke und durch den langen, finstern Thorweg hinrasselte, dachte ich unwillkührlich an die dunkele Zeit des Feudalwesens und an ihre Gewaltherren. Auch das Innere Münchens konnte den übeln Eindruck nicht entfernen: winkliche Gassen, alte, häßliche, oft freskogemalte Häuser mit vorspringenden Giebeln, an denen nichts weiter zu bewundern ist, als die Menge der Fenster; die bessern altväterisch mit Stucco und meist geschmacklos verziert; hie und da Erker, wie ich sie in Augsburg und Nürnberg viel schöner sah. Hier ist Alterthümliches, ohne Pracht und ohne Sauberkeit, und daher ohne Reiz. Die Stadt soll etliche zwanzig tausend Einwohner haben. Das Schloß habe ich nur von Außen gesehen; die Architektur ist nicht zu rühmen. Ich wollte in die Kunstkammer, aber sie war nicht offen; der Inspektor war verreist.“

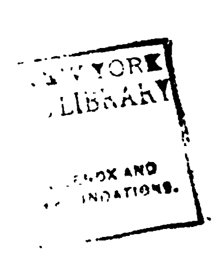
— — So beschreibt ein Reisender München im Jahre 1778. Wenn er heute wieder käme und sähe das München mit hundert tausend Bewohnern! —

Noch ist zwar in den Umgebungen des Schrannenplatzes das alte Stadtbild zu erkennen; aber was sonst die ganze Stadt gewesen war, das ist zum Stadtkern geworden, von dem sich die Quartiere des neuen Münchens nach allen Seiten hin aufthun. Wie in London noch das Bischofsthor bis auf den heutigen Tag steht, und die uralte City von der viermal größern Häuserwelt des Westendes scheidet, so hat auch München noch ein paar alte Thore; die Stelle der längst verschwundenen Festungswerke nehmen aber schöne Straßen ein, und in einem weiten, fast dreistündigen Umkreise wechseln Plätze und Promenaden mit den Zügen von großartigen Palästen und Monumenten. Auf dem rechten Ufer der Isar, in der sogenannten Vorstadt Au, reicht München von Bogenhausen bis Obergeising, fast anderthalb Stunden. Auf der entgegengesetzten, der westlichen Seite hat

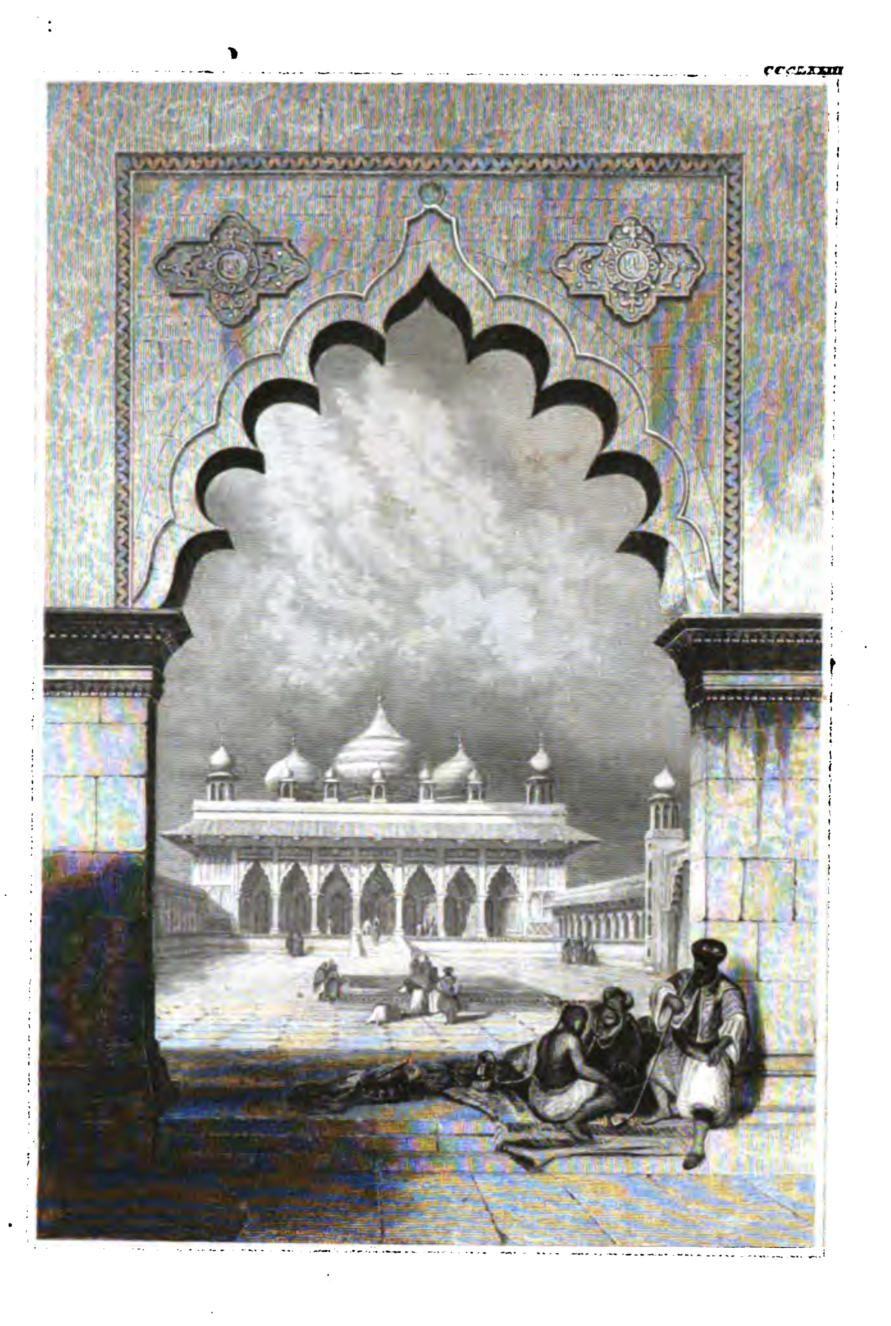
sie ihre alten Mauerschranken nach allen Richtungen eine halbe Stunde weit übersprungen, nordwärts streckt sie sich bis Schwabing aus, oder wird durch den englischen Garten, den schönsten Park in Deutschland, an der weitern Ausdehnung nach dieser Seite hin gehindert. Aber die Schlösser und Landhäuser, welche stolz und zierlich über die Wipfel des Lustwalds ragen, oder da und dort eine Perspektive ausfüllen, verdecken auch hier die Begränzung der Stadt.

Der Totaleindruck des heutigen Münchens ist das Gegentheil von dem oben geschilderten: er ist anmuthig, freundlich, malerisch. München ist nicht wie manche andere große Städte, z. B. Prag, Mailand, Neapel, Paris, oder Amsterdam ꝛc., ein Labyrinth enger, winkelvoller Gassen, wo ein paar Hauptstraßen und einige Reihen prächtiger Paläste hunderte von Sackgassen und Höfen verbergen, in welche nie ein frischer Luftzug dringen kann. Das Charakteristische der bayerischen Metropole ist vielmehr, daß die neuen Häusergruppen sich nach keiner Seite hin zu einer festen, compakten Masse einigen; die hie und da fortlaufenden Fronten der Neugebäude brechen meist plötzlich ab, Gärten und Anlagen treten dazwischen, und erst in größerer Entfernung sieht man neue Gebäudelinien aufgerichtet oder sich erheben. Dieß Vereinzeltseyn bringt zwar für die Bewohner der neuen Stadttheile manches Lästige mit sich; aber auf der andern Seite hat auch dieses Werden, Entstehen und Wachsen besondere Reize. Die Natur ist noch nicht verdrängt; es taucht das frische Grün noch zwischen den Häusern auf, und die schönsten Paläste verlieren nicht in solcher Umgebung.

Dieß ist das Totalbild des heutigen Münchens. — Einige Glanzpunkte, das Schloß des Königs, wo der fürstliche Luxus, vom Kunstgeschmack geadelt, in goldenen Sälen haust, und jene Tempel und Paläste, die der König den Wissenschaften und Künsten zur Bewahrung ihrer Schätze aufgerichtet hat, die Glyptothek und Pinakothek, haben wir schon in einem früheren Bande dieses Werkes betrachtet.


YORK
LIBRARY
NOX AND
NDATIONS.

CCCLXXIII



MOTI – MUSJET
Pallast der Mogul – Kaiser in Agra

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger.

CCCLXXIII. Moti Musjed in Agra.

„Es war im Jahre 610 nach unserer Zeitrechnung, als nach dem Rathschlusse Gottes ein Funke seines Geistes niederfuhr auf die arabische Wüste und die Seele eines Menschen erleuchtete. Mohammed fühlte sich berufen zum Propheten des Höchsten, berufen, das Gesetz, welches Moses und Christus gegeben hatten, zu vollenden. Zuerst glaubten ihm die Seinen, dann sammelten sich Anhänger, dann verehrte ihn das Volk und folgte nach; die Widerwärtigen aber wurden vernichtet. Bald jauchzte ganz Arabien seinem Propheten entgegen. Mohammeds Feuer entbrannte die Nation der Wüste; jeder Gläubige fühlte sich berufen, Gläubige zu machen, und wie ein Wettersturm braußten Hunderttausende durch die Thore des Landes. Die erschrockenen andern Völker sanken dem Schwerte, oder empfingen den Koran, und kaum waren 100 Jahre vergangen, so herrschte der Islam in drei Welttheilen, von den Säulen des Herkules bis zum Ganges." *) —

Die neue Religion brachte eine neue Weise der Gottesverehrung, und in derem eigenthümlichen Geiste schuf die Kunst neue Gestalten, den Höchsten zu feiern und zu verkünden. Die Männer der Wüste aber, denen das Loos der Herrschaft über eine halbe Welt zugefallen war, waren roh und ohne eigne Kunstbildung. Sie mußten daher die Kunstformen, welche sich in andern Ländern zu jener Zeit vorzugsweise Gültigkeit erfreuten, adoptiren, wobei sie jedoch nicht verfehlten, dieselben eigenthümlich auszuprägen. Jene Kunstformen nun waren die der späten, der christlichen Römerzeit — und die Araber waren für diese um so empfänglicher, da Mohammed's Lehre sich der christlichen unter allen Religionen am meisten näherte, und Christus selbst dem großen Propheten als ein Prophet gegolten hatte. Mit der urchristlichen, der spätrömischen Kunst verband sich das arabische Element, und aus dieser Vermischung wuchsen nun jene Kunstbestrebungen des Islams hervor, welche, allmählich gepflegt, geläutert und veredelt, zu bedeutsamen Erscheinungen führten, obschon die Kraft, die sie geschaffen hat, in Fesseln lag. Der Islam duldet nämlich keine Bilder; er verdammt jedes Streben nach Hervorbringung des Bildlichen als ein sündiges, vermessenes Nachäffenwollen des Schöpfers aller Dinge. Daher

*) Kugler, die Geschichte der Kunst.

kann die Kunst des Islams sich auch nie zu der höchsten Kunstregion erheben; der Gedanke, daß die Kunst es sey, welche das Leben verkläre, welche im Irdischen das Himmlische offenbare, bleibt dem mohammedanischen Künstler verschlossen, ein undurchdringliches Geheimniß. Sein Gebiet ist nur die Architektur und auch auf diesem kann er sich blos in allgemeinen Formen bewegen: denn die Möglichkeit, die Ideen zu verkörpern und seinen Werken dadurch die eigentliche monumentale Bedeutung zu geben, tritt ihm gar nicht nahe, — statt des sinnansprechenden Bildwerks bleibt ihm nichts als — die Schrift.

Entfaltet ist die Architektur des Islams am schönsten in den Moscheen. Weder der Islam noch seine Kunst haben sich verändert; Stabilität ist ihr Leben und ihr Halt; daher ist auch der Moscheenstyl conventionell. Entlehnt den ältesten christlichen Basiliken, schließt sich gemeinlich eine Fronte der Moschee an einen viereckigen mit Arkaden umgebenen Vorhof an, und sie selbst ist nur eine Halle, in welcher mehre Reihen von Bogengängen hintereinander die Gläubigen zum Gebete versammeln. Man könnte das Ganze als die architektonische Verzierung eines offenen, heiteren Platzes betrachten, den vom werktäglichen Treiben eine Außenmauer sondert. Niemals fehlt der erfrischende, kühlende Springbrunnen, so wenig als auf den Vorhöfen der alten christlichen Basiliken. Das Minaret, mehr einer schlanken Säule als einem Thürmchen gleich, von dem herab der Küster die Stunden des Gebetes abruft, steht zur Seite. Es ist meist ohne künstlerische Beziehung zum Hauptgebäude, und nur in den größten Moscheen, die mehre Minarets haben, sind sie in symmetrische Ordnung gestellt. Oft deckt eine große Kuppel den eigentlichen Tempel; kleinere Kuppeln gruppiren sich dann über die Seitenarkaden und über die Arkaden des Vorhofs. In der Kuppelform selbst herrscht nach dem Oertlichen Verschiedenheit. Während in Europa die einfachere, die christlich-byzantinische fast unverändert geblieben ist, wird in Asien der Einfluß des brahmanischen Pagodenstyls sichtbar und die nüchterne Kunst des Islam wird gleichsam ihrem Grundcharakter untreu, sie gefällt sich in üppigen, decorativen Formen. Oefters bemerkt man an den hindostanischen religiösen Bauwerken eine Eleganz, eine Zierlichkeit und eine Freiheit, die von keiner andern Architektur erreicht, geschweige übertroffen ist. Bei dem Anblick dieser Gebäude fühlt man, wie hier das ganze geistige Streben des Künstlers in der Ornamentik aufgegangen ist. Er hatte nichts weiter, als eben die Ornamentik und er machte aus ihr Alles.

Am reizendsten und auch am großartigsten entfaltet sich diese Blüthe der moslemitischen Kunst in Indien und in Persien, wo das Feuer einer glühenden Phantasie gleichsam unbewußt und ungewollt dem Steine das Leben einhaucht. Besonders sind in den Ländern des ehemaligen Mogulstaats die Monumente zahlreich. Delhi, Agra, — die Residenzen der indischen Kaiser — sind damit angefüllt. Hier errichteten der prachtsüchtige Akbar und sein

Sohn Jehan (von 1556 bis 1658), viele Moscheen und Paläste, — Werke, die nur bewundert, nie mehr nachgeahmt oder erreicht werden können.

Ein solches ist das im Bilde entzückende Moti Musjed, die Moschee des Kaisers Akbar in seinem Festungspalaste zu Agra, welchen die Britten jetzt als Citadelle benutzen. In dem Prachtsaale, wo der größte Monarch des mohammedanischen Orients seinen Hof um sich versammelte und gastmalte an goldenen Tafeln, da sind jetzt die Kisten mit britischen Armaturvorräthen aufgeschichtet, und gemeine Soldaten strecken ihre müden Glieder auf die Matratzen hin, wo einst die Sultaninnen auf seidenen Polstern ruheten. Vieles Herrliche des berühmten Herrscherhauses ist jetzt unwohnlich, vieles liegt in Trümmer.

Am wohlerhaltenen Moti Musjed, dessen Zierlichkeit seine Größe zu verhüllen strebt, ist kein Mörtel, kaum eine Fuge sichtbar. Alles daran, der Tempel, die Arkaden des Vorhofs, das Pflaster sogar, ist von geschliffenem, glänzenden Alabaster, der halb durchsichtig und so weiß ist, daß der gewöhnliche grau dagegen erscheint. In den Strahlen der Sonne glänzt das Gebäude in den schillernden Farben der Perlmutter, und wenn eine Tradition im Volke von faustgroßen Perlen erzählt, mit welchen dies Gebäude eingefaßt gewesen seyn soll, so mag man, bei dem Anblick der wirklichen Pracht, es ihr wohl zu gute halten.

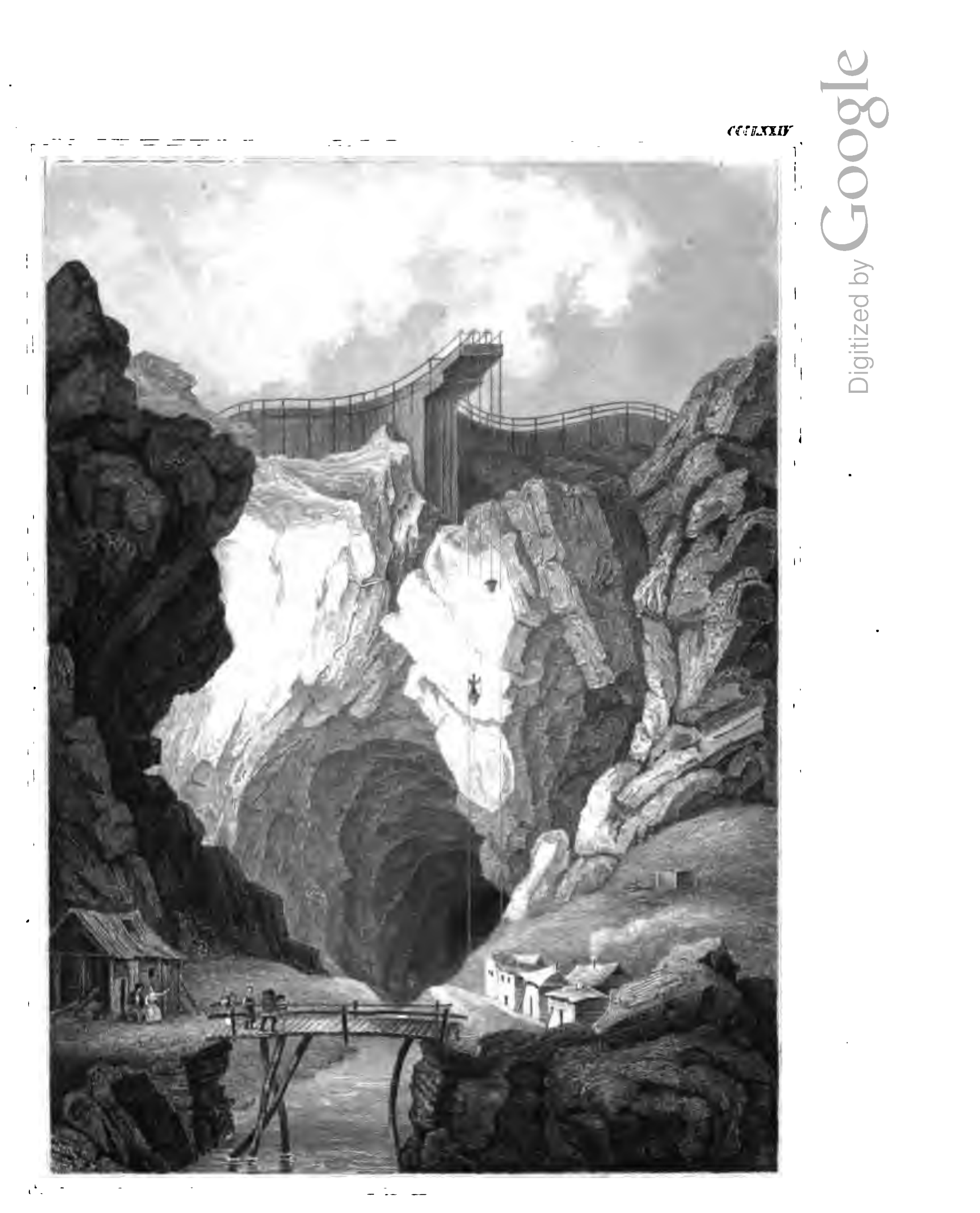
Andere Luxusbauten ähnlicher Art — Mausoleen, Moscheen und Paläste — finden sich zu Allahabad, Jehanpore, Ahmadabad ꝛc. ꝛc. Das Wunder der indischen Welt aber, Taj Mahal, auch in Agra, welches die Architektur des Islams in seiner höchsten Vollendung und Entwickelung zeigt, haben wir schon in einem früheren Bande dieses Werkes beschrieben. Der gesammte Charakter dieser Architektur entspricht dem majestätischen und üppigen Glanze des orientalischen Herrscherdaseyns, und gibt das treue Spiegelbild eines Fürstenlebens, das im Abendlande, zum Heil der Völker, unmöglich geworden ist.

CCCLXXIV. Die Kupferminen zu Fahlun in Schweden.

Gerecht und weise ist der Herr aller Welten; Gerechtigkeit und Weisheit sprechen zu uns aus allen seinen Werken. Eins der bewundernswürdigsten Zeugnisse dieser Eigenschaften ist die Vertheilung derjenigen irdischen Güter, welche den Menschen nützen, oder zu seinem Daseyn unentbehrlich sind. Durch diese Vertheilung macht er gleichsam die ganze Erde für die Menschen bewohnbar; durch sie bevölkert er die Regionen des ewigen Eises und die dürren Wüsten; durch sie pflanzt er Colonien civilisirter Nationen an den Polarkreis und in die unwirthbarsten Gegenden, welche, als Werkzeuge zur Verbreitung von Cultur und Gesittung, in der Oekonomie des Menschheitlebens hohe Geltung erlangen.

Die Mineralschätze sind es vor allen andern, durch deren weise Vertheilung über der Erde die eben angedeuteten Zwecke des Höchsten mächtig gefördert werden. Er legte sie nicht den fruchtbaren Gauen in den Schooß, nicht in hesperidische Gefilde: meistens sind sie die Mitgift rauher, öder Gegenden, und unter Erdkrusten verborgen, welche, mit Unfruchtbarkeit geschlagen, ohne diese Mitgabe nimmermehr der Fuß des Menschen berühren würde, geschweige eine menschliche Wohnung. Wer hätte Potosi in die Anden gebaut, ohne daß der Herr Potosi's Berg mit Silberadern durchzogen? wer an der Grenze des ewigen Schnees in Mexiko blühende Städte aufgerichtet, wer den Altai bevölkert, wer das Felsenland Cornwallis zum Mittelpunkt großartigen Verkehrs erhoben, oder, um das Bild uns ganz nahe zu rücken, wer in das dürre Erzgebirge und den Harz hunderttausend gesittete Menschen verpflanzt, ohne die Reichthümer, welche der Herr unter die Erdrinde gerade dahin legte, wo der Boden kaum Menschen ernähren kann? Die ewige Weisheit war wach zu allen Stunden der Schöpfung, und während die Naturkräfte wütheten und frühere Gebilde zerstörten, um Neues zu gestalten — da gehorsamten sie den Gesetzen seiner Gerechtigkeit. Je mehr die Menschen eindringen werden in der Erde Bau und der Erde Haushalt begreifen lernen, je klarer werden ihnen selbst diese Gesetze werden, und je heller ihnen auch Gottes liebes Vaterauge erwärmend in die Herzen strahlen. —

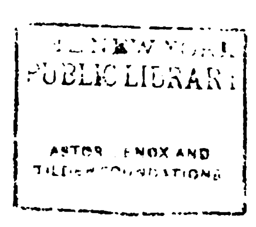
Schweden würde nicht die Hälfte seiner Bevölkerung ernähren können, es würde zu drei Viertheilen ganz unbewohnt seyn, und die bitterste Armuth wäre sein Loos, wäre ihm sein Metallreichthum genommen. — Ueberall in diesem Lande öffnen sich die unterirdischen Quellen zur Fristung des Menschenlebens da, wo die über-



FAHLUN-MINEN

[illegible]

Eigenthum der Verleger



irdischen versiegen. Alle schwedischen Bergwerks-Distrikte sind sehr unfruchtbare Landschaften, und ihrer Oberfläche scheint der Reiz der Natur absichtlich genommen zu seyn, damit die Kinder der Tiefe, die Bergleute, um so weniger den Mangel fühlen.

Die Gegend von Fahlun in Dalekarlien entspricht dieser Beschreibung. Düstre Nadelwälder bilden einen einförmigen Kranz um eine Landschaft, die so wüst und wild ist, wie sie Milton als das Exil von Dämonen beschreibt. Ueberall sieht man Felsen und dürres Gesträuch, und die wenigen Felder, welche der unermüdliche Fleiß angelegt hat, geben durch ihr ärmliches Ansehen das traurige Zeugniß von der Undankbarkeit des Bodens für so viele an seiner Pflege verschwendeten Mühe. Aus dieser Oede starren die von Rauch geschwärzten Thürme der Stadt Fahlun hervor; aber aus ihren Mauern ertönt ein Pochen und Stampfen und Hämmern — ein Leben, lustiger und fröhlicher, als in den orangenduftenden Thälern Siciliens. Sieben Jahrhunderte schon hat dies Leben gedauert, und so lange hat es ein einziger der hier begrabenen Erzschätze — Fahlun's Kupfergrube — geschaffen und genährt.

Diese berühmte Mine — sonst die größte in Europa und noch immer eine der bedeutendsten — hat seit ihrem Entstehen über 6 Millionen Zentner Kupfer, einem Werthe von 180 Mill. Thalern gleich, geliefert. Während der Regierungszeit Gustav Adolf's überstieg die Jahresbeute von ihr oft 90,000 Zentner, und sie war eine Hauptquelle für Schwedens Macht. Mit den Millionen, die hier der schwedische Bergmann dem Schooße der Erde entriß, rüstete Gustav Adolf für die Freiheit des Gewissens und des Glaubens seine Schaaren, und ein wunderbarer Fingerzeig der Wege Gottes ist es, daß gerade damals die reichsten Adern sich aufgethan, wie niemals zuvor und niemals nachher wieder. Unter Karl XII. sank ihr Ertrag auf 35,000 Zentner; ärmer und ärmer wurden die Erze je mehr der Bau sich erweiterte, je mehr er in die Tiefe drang, und jetzt sind sie so arm, daß ihr Durchschnittsgehalt an Kupfer kaum 2½ Prozent beträgt. Immer aber werden noch jährlich über 10,000 Zentner Kupfer, im Werthe von 300,000 Thalern, ausgeschmolzen, und 500 Bergleute fahren jeden Morgen an.

Der Bau dieser Grube ist das Imposanteste, was man sehen kann, und die Werke von Menschenhand über der Erde erscheinen klein und winzig verglichen mit diesem unterirdischen. Die Erze werden theilweise aus einer Tiefe von 200 Lachter (1400 Fuß) gewonnen. Der Grube Haupteingang ist ein aus dem Fels gehöhlter Kessel, so groß, daß man das Colosseum in Rom mit sammt dem Vatikan hineinstellen und — verbergen könnte; denn er ist 600 Fuß weit, und hat eine senkrechte Tiefe von 280 Fuß. Ueber diesen schauerlichen Abgrund ragen die Gerüste mit ihren Schnäbeln, an denen die Tonnen beständig auf- und niederfahren, welche Erze und Gestein zu Tage fördern. Eisenbahnen durchkreuzen sich, auf welchen das Geförderte zu den Halden rollt, welche in bedeu-

tender Entfernung angelegt sind, da in der Nähe der Grube schon ganze Schuttberge sich anhäuften im Laufe so langer Zeit.

Wer einen Begriff vom Tartarus haben will, der komme hierher. Hölzerne Treppen führen zum Abgrunde hinab. Auf dem Boden desselben sind die Gegenstände vom eindringenden Tageslicht noch kenntlich. Schwarz von Dampf und Ruß sind die Felswände; aber ein klares Wasser rauscht aus einem weiten Thore der Erde quer über des Abgrunds Boden und verschwindet durch ein anderes Thor, jenem gegenüber. Kein Nachen, sondern eine Brücke führt über diesen Styx. Der alte Charon hat sich's bequem gemacht; er wohnt in einem Häuschen gegenüber. Sein Fährgeld, das nimmt er am Fenster. Warum sollte er auch nicht? die Zöllner und Wegelagerer der Oberwelt stehen ja auch nicht mehr bei Sturm und Wetter am Kreuzwege, sondern lassen sich's in die warme Stube tragen; und was der Oberwelt recht ist, ist der untern billig. In der Steigerhütte am Brückchen werden die Kleider gewechselt, die Fackeln angezündet, und von da beginnt die eigentliche Fahrt in die Unterwelt. Bald sind's horizontale Strecken, die man durchwandert, bald geht's an den Wänden senkrechter Schächte, Baue längst verschwundener Jahrhunderte, auf schmalen, glitschigen Treppen hinunter. In der Mitte der Hinabfahrt sind zwei Weitungen, groß und hoch wie Kirchen, ausgehauen, und der Führer erzählt den Staunenden, daß vor 200 Jahren diese Räume ganz mit reichem Erz gefüllt gefunden worden wären. Man nennt diese Aushöhlungen den großen und den kleinen Rathsaal; deshalb so, weil bei den feierlichen Befahrungen sonst die Oberbergbehörde hier Sitzung und Berathung gehalten. — Tiefer, immer tiefer geht's hinab; noch hat man jedoch das fröhliche Hämmern der Bergleute nicht gehört; nur das unheimliche Dröhnen und Stöhnen und Knarren der Kunstgezeuge und der Maschinen zur Erzförderung, oder das Rauschen irgend einer wilden Bergelf, die durch Stollen und Strecken tanzt, hat die feierliche Stille unterbrochen. Erst in der Tiefe von mehr als hundert Lachtern werden die traulichen Zeichen des Menschenlebens laut. Gesang tönt herauf und dann und wann glitzert eine Fackel oder ein Lämpchen in weiter, ungemessener Ferne, wenn man an den dunkeln Seitengängen und Strecken vorüber eilt. Je tiefer, je lebendiger wird es. Nicht selten karrt nun mit dem über dem Rade flimmernden Kienspahn ein Bube vorüber im schwarzen Jäckchen und Mützchen und mit berußtem Gesicht, der das Grauen vor dem Berggeiste mit Pfeifen bannt; oder ein eilig vorüberfahrender Knappe spricht seinen kernigen Berggruß. Die Schüsse, welche Gestein und Erz lossprengen, rufen lustig ihr Echo durch die Stollen und Schächte; das Kipp! Kipp! von Schlägel und Fäustel ist überall hörbar, und wo 3 oder 4 Bergleute vor einem Orte zusammen liegen, erleichtern sie sich die Arbeit mit Gesang und Gespräch. Zuweilen kracht's wohl auch von einem Hauptsprengen, so daß die Felswände des gewaltigen Baues beben, und der Boden erzittert, auf dem man fußt.

Von der Mächtigkeit des Fahluner Erzlagers wird man sich einen Begriff machen können, wenn man erfährt, daß man wöchentlich über zehntausend Zentner gewinnt. Die Hauptmasse besteht aus sehr armem Kupferkies. Alle Arten reicherer Kupfererze kommen zwar auch vor, doch selten in Menge.

Die Fahluner Erze werden im Reviere selbst verschmolzen; raffinirt aber wird alles Kupfer auf der großen Hütte zu Afvestad, einem dalekarlischen Flecken. Die weitere Verarbeitung zu Kesseln 2c. 2c. geschieht großentheils auf den Hammer- und Hüttenwerken in der Gegend. Mehre tausend Zentner werden jährlich zu Messing gemacht; das meiste aber zu Platten für das Beschlagen der Schiffe. Trotz der Armuth der Erze ist die reine Ausbeute der Grube immer noch beträchtlich.

Unglücksfälle in diesem Bergwerke sind jetzt nicht häufig; aber da doch alle Jahre einige vorfallen und in früheren Zeiten viel mehre, so ist es kein Wunder, daß man so viele eingehauene Kreuze sieht, welche die Stellen bezeichnen, wo ein Arbeiter die letzte Schicht seines Lebens verfuhr. Eine traurige Geschichte dieser Art ist auch für die Wissenschaft interessant geworden. Im Jahre 1670 war es, daß der Häuer Israelson am Weihnachtsabende sich in der Grube befand; er hatte eine doppelte Schicht verfahren, um mit dem höheren Lohn seinen Kindern eine kleine Christbescheerung zu kaufen. Von der Anstrengung überwältigt, setzte er sich vor der Ausfahrt, auf den gewonnenen Erzblock, um auszuruhen, und schlief ein. Unterdessen war seine Lampe erloschen; erwacht, fand er sich allein in dem stundenlangen, labyrinthischen Bau. Seiner Kundigkeit der Wege trauend, tappte er fort; — er verirrt sich und sieht den Tag nie wieder. Vergeblich wird die Grube durchforscht überall, wohin man gelangen konnte; denn viele verlassene Strecken des uralten Baus sind eingestürzt, oder ersoffen; — aber keine Spur ist zu finden, als die erloschene Lampe an dem Orte, wo er gearbeitet hat. — Fünfzig Jahre nachher, im J. 1719, sollte einer der ältern ersoffenen Baue wieder gewältigt werden, um die dort verlassene Erzader von neuem zu verfolgen. Als man nun das Wasser ausgepumpt und in 600 Fuß Tiefe einen Haufen Gesteinstrümmer weggeräumt hatte, sieht man an der Wand einen Bergmann liegen. Er ist geisterbleich und scheint zu schlafen; er hält die linke Hand, welche ein Tuch krampfhaft gefaßt hat, vor dem halbgeöffneten Munde; man rüttelt, — es ist eine Leiche: frisch wie von gestern. Niemand kennt ihn, Niemand hat ihn gesehen. Er wird herausgeschafft und ausgekleidet: da findet man auf dem Schloß seines Gürtels den Namen des Verunglückten und die Jahrzahl eingegraben. Alle Haut- und Fleischtheile waren vollkommen erhalten, nur war das Fleisch fester; es konnte wie Seife zerschnitten werden. An Haaren, Nägeln, Kleidung war nicht die mindeste Spur der Verwesung. Die vitriolischen Grubenwasser hatten die Erhaltung bewirkt, und seitdem hat man diese Entdeckung mehrfach wieder geprüft und stets bestätigt gefunden.

CCCLXXV. Heliopolis in Aegypten.

Wir waren schon dreimal im Lande voller Denkmäler der frühesten Humanität. Wir sahen die Trümmer der alten Thebais, sahen die von Elephantine, sahen die Pyramiden. Jahrtausende zogen an ihnen vorüber, ohne daß sie die Hand der Zeit, oder die Faust roher Barbaren zerstören konnte.

Dießmal betreten wir einen wahrhaft heiligen Boden: — denn in Heliopolis war der berühmteste Sitz der Wissenschaften, dort war die Quelle, wo den Philosophen des griechischen Alterthums Weisheit floß, dort schrieb Herodot seine Geschichte und war Plato Schüler.

Aegypten ist mit keinem andern Lande der Welt zu vergleichen. — Abgeschlossen durch seine geographische Lage mußte sich dort das Leben ganz eigenthümlich gestalten. Alle seine Einrichtungen hatten feste Formen und bestimmte Abgemessenheit. Sie bedingten im ganzen Volke eine streng-geregelte Thätigkeit. Ein jeder Einzelne war durch Geburt seinem künftigen Berufe zugewiesen; festgezogene Schranken hielten die Stände, denen die verschiedenen Beschäftigungen oblagen, obschon Alle für das Eine, den Staat, zusammenwirkten, doch geschieden. Ueber die Aufrechterhaltung dieser Ordnung wachte der oberste, sowohl leitende, als herrschende, Stand der Priester als — Stellvertreter der Gottheit. Diese Ordnung, vom Geiste des Fleißes und der Mäßigkeit durchdrungen, wurde allmählich zur Quelle colossaler Reichthümer, und durch diese und mit dem Sinne, nichts Bedeutsames im Wechsel des Lebens vorüberschwinden zu lassen und die Ereignisse, wie Thätigkeitsäußerungen, in unzerstörbarer Gestalt den Nachkommen zu überliefern, konnte das Volk im Nilthale jene unübersehliche Menge von Denkmälern schaffen, deren Trümmer die Nachwelt anstaunt.

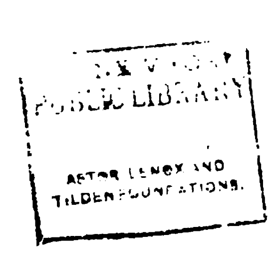
Für den alten Aegypter waren Monumente die Buchstaben, mit welchen er die Geschichte schrieb. Es sind Tempel, Mausoleen, und die Häuser der Herrscher — Paläste. Nach ihren noch vorhandenen Ueberresten müssen wir glauben, daß die beiden Nilufer in ihrer ganzen Länge, von den Grenzen Nubiens an bis zur Deltaspitze, mit einer Reihe Ortschaften bedeckt war, die eine fast ununterbrochene doppelte Kette von 180 Meilen gebildet haben. Es wird dabei die Thatsache klar, daß der Strom der Cultur langsam nilabwärts gezogen ist, und Oberägypten das Stammland und Herz des Reiches um vieles früher als Unterägypten war,

HELIOPOLIS

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger





auch dort der Geist der Nation in seiner gewaltigsten Größe sich ausprägte. Die Monumente Unterägyptens entbehren nämlich (nehmen wir die Pyramiden der Todtenstadt von Memphis aus) das Colossale in Form und Ausführung, welches die oberägyptischen fast unzerstörbar macht. Während 6000 Jahre dort vergeblich an den Menschenwerken nagten, sind die jüngeren des Delta verschwunden. —

Die Reihe der altägyptischen Denkmäler fängt bei Tentyris (jetzt Denderah) an, wo der durch seinen Thierkreis so berühmt gewordene Isistempel die ersten anschaulichen Begriffe von einer Bauart gibt, welche kein anderes Land der Erde aufzuweisen hat. — Theben folgt mit seinen Wundern, und dann in ununterbrochener Reihe die Ruinen von Städten, einzelnen Tempeln und andern großen Gebäuden, aus denen die Ueberbleibsel des alten Hermonthis, Esné's prächtiger Tempel, Groß-Apollinopolis und die Denkmäler von Silsilis und Ombos hervorragen, die Aufmerksamkeit fesselnd, wie große Menschen. Bis zu den Nilkatarakten dauert die Trümmerkette fort, wo Philae (die Insel Elephantine) mit seiner Tempelwelt die Seele mit Bewunderung füllt. Jenseits Philae nehmen die Denkmäler nicht an Zahl und Umfang, aber an Colossalität und an Kühnheit der Bauart ab. Oft sieht man nur Schutthaufen. Selbst die Stätte von Memphis, die spätere Hauptstadt des Landes, die ein Jahrtausend lang an Pracht und Größe mit dem ältern Theben wetteiferte, würde nicht mehr kenntlich seyn, ohne jene Mausoleen, die Pyramiden, von denen einige so gebaut sind, daß keine Zeit sie überwältigen kann. Unterhalb Memphis wird Alles zu unkenntlichem Schutt, überdeckt vom Flugsande der lybischen Wüste. Selbst die Pyramiden unterhalb Gizeh sind nur noch Schutthügel, und ihre ursprüngliche Form ist nicht mehr zu erkennen. Nur dort, wo der Nil in 2 Arme sich spaltet und das nun trockne Bett eines dritten und vertrockneten Arms als „Fluß ohne Wasser" in nordöstlicher Richtung sich verzweigt — ragt einsam ein Monolith aus der Oede, den Wanderer gleichsam zur Rast auffordernd und ihm zurufend: Du stehst, wo Heliopolis gestanden, auf dem heiligen Boden, wo Moses und die Philosophen Griechenlands die Weisheit empfingen, an welche sich, wie die Glieder einer Kette an ihrem ersten Ringe, die Cultur deines Geschlechts bis auf den heutigen Tag festknüpft.

Heliopolis ist der spätere Name. Der älteste ist On, wie sie auch Moses genannt hat. Die Stadt lag an der Spitze des Delta, an der Scheidung von Mittel- und Unterägypten, 5 Meilen nordöstlich von Memphis. Sie war eine der größten Städte des Reichs und ihr Sonnentempel länger als 2 Jahrtausende der berühmteste Sitz des Wissens, dessen Mittheilung nur den Geweiheten aus priesterlichem Munde wurde. Noch zur Zeit des Hannibal war der Ruf dieser Schule der Vorzeit so groß, daß die vornehmsten Römer hier Unterricht suchten und die größten Männer mit Stolz sich rühmten, hier einen Theil ihrer Bildung empfangen zu haben. Strabo, der dreißig Jahre vor Christus Heliopolis besuchte, konnte nur noch Ruinen beschreiben, deren Herrlichkeit ihn mit Bewunde-

rung erfüllte. Damals standen noch die 4 Obelisken, die König Sochis aufrichtete, vor dem Eingang eines Haupttempels, zu dem eine Allee von Sphinxcolossen leitete. Sie waren von röthlichem Porphyr, und mochten mit den Würfeln, auf denen sie ruheten, etwa 100 Fuß hoch seyn. Zwei davon führte die Siegerin Rom als Trophäe hinweg; einen dritten zersprengte und zertrümmerte die arabische Habsucht, welche in ihrem Bauche Schätze zu entdecken hoffte; der vierte steht noch aufrecht und ist bis auf den, größtentheils vom Wüstensand zugedeckten, Unterbau vollkommen und so wohl erhalten, als wäre sein Alter so viele Jahre, als er Jahrtausende zählt. Der Obelisk ist vierseitig und er erzählt auf jeder Seite in Hieroglyphenschrift eine Periode der Urgeschichte des Landes. Er mißt, wo er den Boden berührt, gegen 7 Fuß in der Breite und er verjüngt sich nach oben bis zur Hälfte. Sein Gewicht ist über 2000 Zentner.

Als Pococke die Ruinen besuchte, konnte er noch den obern Theil der Widdercolosse erkennen, welche zu beiden Seiten des Wegs zu dem Haupteingange des Tempels lagerten. Jetzt ist auch die letzte Spur davon verschwunden. Der Sand der Wüste überdeckt Alles, die Fluthen des Nils haben sich vom erhöheten Boden zurückgezogen und hinterließen Unfruchtbarkeit und Entvölkerung.

Inhaltsverzeichniss

des siebenten Bandes.

47 Ansichten und Beschreibungen, nämlich: